

**Alexander Dietz / Christoph Sigrist (Hrsg.)**



**Gemeinwesendiakonie  
und Resonanz**

**Eine deutsch-schweizerische Begegnung**



Dieses Dokument ist lizenziert unter der Lizenz Creative Commons Namensnennung  
4.0 (CC BY 4.0):

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Alexander Dietz / Christoph Sigris (Hrsg.)

## **Gemeinwesendiakonie und Resonanz**

Eine deutsch-schweizerische Begegnung

 **blumhardt** verlag

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Verlag  
Hochschule Hannover  
Blumhardt Verlag  
Blumhardtstraße 2  
30625 Hannover  
E-Mail: [blumhardt-verlag@hs-hannover.de](mailto:blumhardt-verlag@hs-hannover.de)

Erscheinungsjahr 2022  
**ISBN 978-3-932011-91-7**

Herausgeber  
Prof. Dr. Alexander Dietz  
Prof. Dr. Christoph Sigrist

<https://serwiss.bib.hs-hannover.de>

## Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	7
<i>Alexander Dietz, Christoph Sigrist</i>	
Erfahrungsbericht: Klangwelt Toggenburg und Klangmühle .....	12
<i>Maje Goldbeck, Sophie Syring</i>	
Erfahrungsbericht: Das Wiborada-Projekt.....	17
<i>Lisa Tobinski</i>	
Erfahrungsbericht: Was hat Singen bzw. Jodeln eigentlich mit Resonanz und Gemeinwesendiakonie zu tun?.....	22
<i>Shannon Heidt</i>	
Reflexion: Ritualisierung der Gelegenheit zur Resonanz Erfahrung – Überlegungen zur Rolle von diakonischen Projekten als Resonanzräumen am Beispiel des Wiborada-Projekts in St. Gallen.....	26
<i>Anita Dirnberger</i>	
Reflexion: Der K-Treff als Resonanzraum.....	36
<i>Marina Felder Ramseier</i>	
Referat: Begriff und Geschichte der Gemeinwesendiakonie .....	50
<i>Sophie Syring, Charlotte Walter</i>	
Referat: Handlungsprinzipien der Gemeinwesendiakonie .....	60
<i>Lea-Marie Janssen, Annika Schwichtenberg</i>	

Referat: Theologische Begründungen der Gemeinwesendiakonie 67

*Shannon Heidt, Lisa Tobinski*

Gottebenbildlichkeit und Kirche für andere – Ergebnisse empirischer Untersuchungen zum theologischen Selbstverständnis gemeinwesendiakonischer Akteurinnen und Akteure..... 81

*Alexander Dietz, Daniel Wegner*

„Gemeinwesendiakonie“ in der Schweiz?..... 125

*Simon Hofstetter*

Resonanz und Verbunden-Sein..... 139

*Peter Roth*

Diakonie und Resonanz – Ein überraschendes Fazit..... 145

*Christoph Sigrist*

Informationen zu den Autorinnen und Autoren..... 159

## Einleitung

*Alexander Dietz, Christoph Sigrist*

Zwei auf den ersten Blick unterschiedliche Forschungsinteressen führten zu einem großartigen gemeinsamen Projekt: Christoph Sigrist, Professor für Diakoniewissenschaft an der Universität Bern, wollte – im Anschluss an Hartmut Rosa – intensiver über die Bedeutung von Resonanz und Klang für die Diakonie nachdenken. Alexander Dietz, Professor für Diakoniewissenschaft an der Hochschule Hannover, wollte wissen, ob es in der Schweiz einen mit der Situation in Deutschland vergleichbaren Trend zur Gemeinwesendiakonie gibt und welche Unterschiede in den beiden Ländern in diesem Tätigkeitsfeld bestehen. Beide waren am wissenschaftlichen Austausch und an der Begegnung von Studierenden über Ländergrenzen hinweg interessiert. So wurde zusammen mit den wissenschaftlichen Mitarbeitern Simon Hofstetter und Daniel Wegner ein gemeinsames fünftägiges Seminar in Alt St. Johann (Schweiz) konzipiert und organisiert, an dem im Juni 2021 neben den vier Lehrenden elf Studierende aus Bern und Hannover teilnahmen.

Inhaltliche Schwerpunkte waren das Kennenlernen und die Reflexion unterschiedlicher Formen diakonischen Arbeitens, der Vergleich gemeinwesendiakonischer Arbeit in Deutschland und kommunaler diakonischer Praxis in der Schweiz sowie der Versuch einer Anwendung des soziologischen Resonanzmodells auf diakonisches Handeln. Vor dem Hintergrund von Begegnungen zwischen Studierenden mit Sängerinnen, Komponisten und Musikern aus der Region Toggenburg sollten eigene Positionen diakonischer Haltung und sozial-diakonischer Arbeit entwickelt werden. Diakoniewissen-

schaftliches Arbeiten orientiert sich an der Praxis kirchlichen Lebens in der Gesellschaft, indem diese Praxis aus unterschiedlichen Perspektiven reflektiert, analysiert und in neue Denkmodelle überführt wird. Eines der Denkmodelle ist das der Resonanz des Soziologen Hartmut Rosa. Der Resonanzbegriff ist aus der Musik entlehnt und wird soziologisch für eine gelingende Struktur der Weltbeziehung zur Anwendung gebracht. Diakonie als helfendes Handeln reflektiert einen fundamentalen Aspekt dieser Weltbeziehung. Mit dem Resonanzbegriff werden erhellende Einsichten für das helfende Handeln in Stadt und Land, in Deutschland und der Schweiz, in Musik und sozialer, kirchlicher Arbeit offenbar.

Das Programm war innovativ und vielfältig:

Montag, 14. Juni 2021	<i>Einführung</i> (Christoph Sigrist und Alexander Dietz) <i>Resonanz in der Musik</i> (Peter Roth)
Dienstag, 15. Juni 2021	<i>Resonanz und Klang in Theorie und Praxis: Auf dem „Klangweg Sellamatt“</i> (Christian Zehnder) <i>Gemeinwesendiakonie in Deutschland</i> (Referate der Studierenden aus Deutschland) <i>Kommunale Diakonie in der Schweiz und erster Versuch einer Zusammenschau von Diakonie, Resonanzmodell und Klangtheorie</i> (Christoph Sigrist) <i>Resonanz und Religion</i> (Diskussion zu einem Film mit Hartmut Rosa)



Mittwoch, 16. Juni 2021	<i>Diakonie in der Stadt: Besuch diakonischer Projekte in St. Gallen: Wiborada-Projekt (Hildegard Aepli) Gassenküche St. Gallen (Regine Rust) „K-Treff“ der Evangelisch-reformierte Kirchgemeinde Tablat (Monica Thoma) Musik und Gesang: Wir üben Naturjodeln (Doris Ammann)</i>
Donnerstag, 17. Juni 2021	<i>Resonanz und Diakonie – Potenziale der Resonanztheorie für die Gestaltung der (Gemeinwesen-)diakonie (Reflexion in Gruppenarbeiten) Alp Trosen: Wanderung zu einer Käseerei (Jakob Knaus)</i>
Freitag, 18. Juni 2021	<i>Schlussreflexion</i>

Einige Eindrücke und Erträge dieses Seminars, aber auch weiterführende Reflexionen wurden in diesem Band gesammelt. Es beginnt mit drei Erfahrungsberichten deutscher Studierender zu den eindrucksvollen Unternehmungen: „Klangweg und Klangmühle“ (Sophie Syring, Maje Goldbeck), „Wiborada-Projekt“ (Lisa Tobinski) sowie „Jodeln und Resonanz“ (Shannon Heidt). Daran schließen zwei Reflexionen Schweizer Studierender an: „Ritualisierung der Gelegenheit zur Resonanz Erfahrung“ (Anita Dirnberger) und „Der K-Treff als Resonanzraum“ (Marina Felder Ramseier). Es folgen einige Beiträge zum Thema Gemeinwesendiakonie aus deutscher Perspektive, zunächst die Texte der drei grundlegenden Referate von

Studierenden aus Hannover: „Begriff und Geschichte der Gemeinwesendiakonie“ (Sophie Syring, Charlotte Walter), „Handlungsprinzipien der Gemeinwesendiakonie“ (Annika Schwichtenberg, Lea-Marie Janssen) und „Theologische Begründungen der Gemeinwesendiakonie“ (Shannon Heidt, Lisa Tobinski). Eine weiterführende Reflexion liefern Alexander Dietz und Daniel Wegner in ihrem Beitrag „Gottebenbildlichkeit und Kirche für andere – Ergebnisse empirischer Untersuchungen zum theologischen Selbstverständnis gemeinwesendiakonischer Akteurinnen und Akteure“. Simon Hofstetter führt die Perspektiven der Länder zusammen in seinem Aufsatz „‘Gemeinwesendiakonie‘ in der Schweiz?“. Anschließend liefert Peter Roth grundsätzliche Überlegungen zum Thema „Resonanz und Verbunden-Sein“, bevor Christoph Sigrist die Ergebnisse in seinem Fazit „Diakonie und Resonanz“ bündelt.

„Auch wenn Resonanz kein Universalschlüssel zum Verständnis einer besseren Welt ist, so inspiriert sie doch das theologische Nachdenken und kann als deskriptiver wie normativer Begriff pastoraler Alltagspraxis fungieren. [...] Aus theologischer Sicht kann die Beziehung der Resonanz inhaltlich qualifiziert verstanden werden als die sich (immer nur momenthaft) erschließbare Erfahrung der Rechtfertigung.“ (Kläden / Schüßler 2017, S. 13) Mit dieser Formulierung zeigen Tobias Kläden und Michael Schüßler eine inhaltliche Brücke zwischen Resonanz und Diakonie auf: die Erfahrung von Rechtfertigung, von Beziehung, von Unterbrechung der Hamster-radlogik, von Berührtsein und Mitgefühl, von Zeithaben für andere Menschen, von Hoffnung auf eine andere Welt. Resonanz kann als Leitbegriff für diakonische Praxis fungieren. Die klassischen Ansprüche an diakonische Arbeit, für alle Menschen bedingungslos da zu sein, sich Zeit zu nehmen, zuzuhören, sich vom Leid anderer

berühren zu lassen usw., sind zugleich entscheidende Rahmenbedingungen zur Ermöglichung von Resonanz Erfahrungen. Die Adressatinnen und Adressaten diakonischen Handelns sind Resonanzkörper und manchmal bringt vielleicht „schon die Erfahrung der bedingungslosen Annahme sehr viel in ihnen zum Klingen“ (Goral 2021, S. 234). Diakonie (insbesondere solche diakonische Praxis, die in Deutschland Gemeinwesendiakonie genannt wird) ist vielleicht die beste Antwort auf die Resonanzkrise der Kirche.

### *Literatur*

Goral, Anja (2021): Seelsorge als Resonanz. Am Beispiel der Seelsorge mit Jugendlichen, in: Wege zum Menschen, 73, 231–244.

Kläden, Tobias / Schüßler Michael (2017): Einleitung, in: dies. (Hgg.): Zu schnell für Gott? Theologische Kontroversen zu Beschleunigung und Resonanz, Freiburg u.a., 9-16.

## **Erfahrungsbericht: Klangwelt Toggenburg und Klangmühle**

*Maje Goldbeck, Sophie Syring*

Am zweiten Tag des Seminars sind wir den Klangweg in Toggenburg entlanggewandert. Der Klangweg in Toggenburg ist ein Wanderweg, auf dem man mit unterschiedlichen Instrumenten Klänge und die darauffolgenden Resonanzen erforschen kann. Insgesamt gibt es 28 verschiedene Instrumente, die man auf diesem Weg finden kann. Als wir den Klangweg entlanggewandert sind, haben wir einige dieser Instrumente ausprobiert. Im Nachfolgenden werden wir unsere Eindrücke zu diesem Klangweg schildern.

Das erste Instrument, welches wir auf unserem Weg erkundet haben, war der so „Nachklang“. Dieser „Nachklang“ besteht aus ausgehöhlten Baumstämmen, in denen Klangröhren hängen. Diese Klangröhren können mit einem Tennisball zum Schwingen gebracht werden. Beeindruckend an diesen Klangröhren war, dass sie die anderen Klangröhren mit ihrem Schall auch zum Schwingen gebracht haben und der erzeugte Ton bis zu zehn Minuten lang nachklang. Es war spannend zu hören und auch zu fühlen, wie sich das Schwingen auf die anderen Klangröhren ausgewirkt hat.

Nachdem wir weitergegangen waren, kamen wir zu dem „Jahresklang“. Der „Jahresklang“ ist ein Steinkreis, der durch die verschiedenen Steine angeordnet ist wie ein rundes Xylofon. In einer Furche in den Steinen ist eine Steinkugel heruntergerollt. Die Steine haben durch die Kugel verschiedene hohe Töne erzeugt und die daraus entstehende Melodie soll die verschiedenen Jahreszeiten widerspiegeln. An diesem Instrument kann man merken, wie unterschiedlich die Wahrnehmungen von verschiedenen Personen sind. Auch als

wir von diesem Instrument bereits weggegangen waren, waren wir uns noch nicht einig, welches Viertel des Kreises für welche Jahreszeit steht.

An der nächsten Station war ein Instrument, an dem man ein Lied mittels eines großen Holzgerüsts spielen kann. In dieses Holzgerüst sind Klangstäbe gespannt. Diese haben unterschiedliche Farben, wodurch man gut die verschiedenen Töne unterscheiden konnte. Mit einem Hammer kann man ein dort abgebildetes Lied nachspielen. Durch die Größe des Instrumentes war es schwer, dieses zu spielen und gleichzeitig die Noten des Liedes zu lesen. Aus diesem Grund kann man die Erfahrung dieses Instrumentes auch gemeinsam erleben. Bei den Noten des Liedes steht auch der Liedtext, wodurch man auch noch dazu singen kann, wenn man dieses Lied spielt.

Nach diesem Instrument ging es weiter auf dem Weg. An einem Baum fanden wir dann das nächste Instrument. Im Baum hängt ein Specht aus Holz, an dem ein Seil befestigt ist. Wenn man kräftig an dem Seil zieht, ertönt ein Geräusch, welches so klingt wie ein Specht, der mit seinem Schnabel gegen die Rinde schlägt.

Das Instrument, an welches wir als nächstes kamen, war die „Glockenbühne“. Dies ist eine viereckige Holzbühne, auf der von einem Metallgerüst Kuhglocken herunterhängen. Man kann die Bühne nicht überqueren, ohne dass eine Glocke erklingt, da diese eng nebeneinander hängen. Viele haben versucht, keinen Ton erklingen zu lassen. An diesem Ort haben wir einiges über die Kuhglocken erfahren, welche die Kühe in der Schweiz teilweise tragen. Nicht jede Kuh in der Schweiz trägt eine solche, da diese alle handgefertigt und somit auch sehr teuer sind. Aus diesem Grund bekommen auch nur besondere Kühe so eine Glocke. Auch das nächste Instrument be-

inhaltete Glocken: Diese hängen an Stäben, die so aus einem Holzstamm ragen, dass die Stäbe mit den Glocken wie eine Baumkrone aussehen. Indem man Leinen zieht, kann man die Glocken erklingen lassen und auch eine Melodie mit diesen spielen.

Ein Instrument, welches uns auch sehr beeindruckt hat, ist ein Felsen mit Löchern in unterschiedlichen Größen. Bläst man in diese Löcher oder schlägt sie an, ertönen verschiedene Töne. Es war interessant herauszufinden, wo welches Loch sein zweites Ende hat, da von diesem Ende dann das Geräusch kam. Die letzten beiden Instrumente, die wir auf dem Weg ausprobiert haben, waren solche, bei denen man durch Klang Wasser auf unterschiedliche Weise zum Bewegen gebracht hat. An dem ersten der beiden kann man mit einem Schlägel gegen mit Wasser gefüllte Klangschalen schlagen. Durch die Vibration der Klangschalen erbebt das Wasser in diesen in verschiedenen Mustern. Das letzte Instrument war auch eine Klangschale mit Wasser mit zwei Griffen aus Messing. Wenn man an diesen reibt, entsteht ein Klang und das Wasser beginnt zu hüpfen. Aus unserer Gruppe haben es nur wenige hinbekommen, das Wasser zum Hüpfen zu bringen. Durch die Reibung hat die Schale vibriert und auch die Hände der Person, die gerieben hat, haben so stark vibriert, dass diese gekribbelt haben.

Insgesamt war es sehr beeindruckend, dieses Stück des Klangwegs entlangzugehen, da es spannend ist, mit welchen Materialien man die unterschiedlichsten Geräusche erzeugen kann. Auch ist es eine spannende Gruppenerfahrung, da die Instrumente zum gemeinsamen Erleben und Diskutieren anregen. Neben den Instrumenten kann man auch eine beeindruckende Landschaft während der Wanderung bestaunen. Diese Wanderung hat die Kreativität und den Austausch angeregt. Um dem Wanderweg gerecht zu werden, sollte man sich genug Zeit nehmen, um auch jedes Instrument ausgiebig

testen zu können. Da unsere Zeit begrenzt war, konnten wir leider nicht jedes Instrument erproben, dennoch waren wir sehr beeindruckt von dem, was wir ausprobiert haben.

Auf dem beschriebenen Klangweg haben wir uns besonders intensiv die „Klangmühle“ angeschaut. Die Klangmühle ist in einer Holzhütte, die von außen ein wenig wie ein Stall aussieht. Um ins Innere der Klangmühle zu gelangen, muss man eine kleine Treppe hinuntergehen mit einem schwereren Tor am Ende, das sofort wieder zufällt, sobald man es loslässt.

Wenn man die Hütte betritt, fällt einem zuerst die etwa zwei Meter große Klangmühle auf, an der Saiten von oben bis unten gespannt sind. Um einen Klang zu erzeugen, muss man die Klangmühle zum Drehen bringen und entweder mit dem Finger oder mit dem Geigenbogen an den Saiten entlang streichen. Die Saiten „sind alle auf den gleichen Ton gestimmt und somit gleichzeitig Spiel- und Resonanzsaiten“ (Verein Klangwelt Toggenburg o. J.).

Am ersten Tag haben wir schon viel über Obertöne gesprochen und das Gefühl vermittelt bekommen, dass diese etwas sehr Besonderes seien. In der Klangmühle hat Christian Zehnder uns als erstes das Instrument erklärt und uns nochmal erläutert, was Obertöne sind und wie diese erzeugt werden können. Nach dem theoretischen Teil hat er uns den Obertongesang demonstriert. Dafür wurde die Klangmühle gedreht und an den Saiten entlang gestrichen. Christian Zehnder hat uns dann seinen Obertongesang gezeigt. Es war das Faszinierendste, was ich seit langem gehört habe. Es hat sich angehört, als ob er mehrere Töne gleichzeitig erzeugt hat, die eine Mehrstimmigkeit ergeben haben. Die Kombination aus Obertongesang und Klangmühle hat eine Aura in der Hütte erzeugt, die mich (und ich glaube, auch alle anderen) in ihren Bann gezogen hat. Ich habe niemanden gesehen, der abgelenkt war oder sich mit etwas anderem

beschäftigt hat, sondern alle haben fasziniert den Klängen von Christan Zehnder gelauscht. Vor dieser Erfahrung in der Klangmühle habe ich so etwas noch nie gehört und nicht geahnt, dass Menschen solche Töne erzeugen können.

Christan Zehnder hat erklärt, dass er durch das Erlernen des Obertongesangs auch mehr Obertöne in der Natur höre, und hat all dies auch in einer Art Spiritualität verortet. Er selbst glaube nicht unbedingt an Gott und dennoch glaube ich, dass jemand, der so viele Töne und Klänge in der Umwelt wahrnimmt, so viel mehr über Gott erfährt als jemand, der sagt, er glaube an Gott aber nicht richtig hinhört. Nach seinen Erzählungen habe ich mich gefragt, wie viel ich nicht höre und wie viel mehr Töne in unserer Umwelt vorhanden sind.

Die Klangmühle war für mich ein prägendes Erlebnis, das ich nicht so schnell vergessen werde und das mich bis heute beeinflusst hat, denn auch ich versuche nun mehr hinzuhören. Und wenn mich jemand fragen würde, was für mich das Beeindruckendste an der Reise war, dann würde ich mich definitiv für die Klangmühle und den Obertongesang entscheiden.

### *Literatur*

Verein Klangwelt Toggenburg (o. J.): Instrumente, unter: <https://klangwelt.swiss/de/klangwelt-erleben/klangweg/instrumente.html> (abgerufen am 31.10.2021).



# Erfahrungsbericht: Das Wiborada-Projekt

*Lisa Tobinski*

## 1. Wer war Wiborada?

Wiborada war eine Frau, die sich im 10. Jahrhundert einmauern ließ. Sie lebte als „Inklusin“ bei der Kirche St. Mangen in St. Gallen. Ihre gemauerte Zelle hatte zwei Fenster, aber keine Tür. Die beiden Fenster dienten ihr als Kontakt zur Außenwelt. Das eine von ihnen führte in die Kirche hinein, das andere in die „Außenwelt“. An diesem Fenster konnte man in Kontakt zu ihr treten. Wiborada wird als Gottsucherin und Beterin beschrieben. Schon als Kind sei sie besonders fromm gewesen (vgl. Kemmer 2018, S. 4) und lernte die 150 lateinischen Psalmen auswendig. Nachdem sie im Jahr 912 nach St. Gallen kam, lebte sie in einer Zelle auf dem Hof des Klosters. Sie gilt als Begründerin des Inklusentums, welches bis zur Reformation Bestand hatte. Denn nach ihrem Vorbild ließen sich immer mehr Einsiedlerinnen in Zellen einschließen und eine Gemeinschaft entstand. Nach vier Jahren in ihrer Zelle, ließ sie sich schließlich im Jahr 916 in die Zelle an der Kirche St. Mangen auf Lebenszeit einschließen. Ihre Aufgabe war es, Hilfesuchenden Rat und Trost zu schenken (vgl. Fillinger 2020, S. 11). Während ihrer Zeit in der Zelle wurde sie zur Visionärin für die Stadt. So sagte sie den Einfall der Ungarn voraus und schützte die Bibliothek und den Kirchenschatz. Sie selbst weigerte sich ihre Zelle zu verlassen und zu fliehen und wurde im Jahr 926 von den einfallenden Ungarn erschlagen. Aufgrund ihrer besonderen Treue zu ihren Gelübden kam es nach ihrem Tod zur Verehrung ihrer Persönlichkeit. Im Jahr 1047 wurde

Wiborada als erste Frau päpstlich heiliggesprochen. Seit dieser Kanonisierung ist sie eine Schutzheilige der Stadt St. Gallen (vgl. Berschlin 1983, S. 5).

## **2. Was ist das Wiborada-Projekt?**

Im Jahr 2021 wurde die Zelle der Wiborada nachgebaut. Sie besitzt die typischen Merkmale der originalen Zelle der Wiborada. Ein Fenster zum Kirchraum und ein Fenster zur Außenwelt. Darüber hinaus verfügt die neue Zelle über eine Tür und weitere kleine Fenster, die Licht spenden. Immer wieder lassen sich Menschen eine Woche lang in dieser Zelle einschließen, um „für sich zu sein“ und die Erfahrungen der Wiborada selbst zu machen. Eine solche Woche in Isolation beginnt mit einem Gottesdienst, in dessen Anschluss der\*die Inklus\*in zur Zelle gebracht wird und hinter ihm\*ihr abgeschlossen wird. Den Schlüssel zur Tür bekommt dieser\*diese nach 24 Stunden. Zudem wird der\*die Inklus\*in mit Essen und Getränken versorgt. So wie bei Wiborada wird das Fenster zur Außenwelt zweimal am Tag für jeweils eine Stunde geöffnet und die Menschen können mit dem\*der Inklus\*in in Kontakt treten. Die Woche in Isolation endet wiederum mit einem Gottesdienst. Neben der Zelle werden im Rahmen des Wiborada-Projekts noch andere Aktionen, wie Führungen, Vorträge und Ausstellungen, angeboten.

## **3. Eindrücke des Besuchs**

Im Rahmen unserer Exkursion in die Schweiz führen wir am 16. Juni 2021 mit unserer Gruppe nach St. Gallen, um dort gemeinwesenorientierte und soziale Projekte kennenzulernen und mehr über diese sowie die Arbeit der in ihnen Tätigen zu erfahren. Im Zuge dessen hatten wir die Möglichkeit, uns auch das Wiborada-Projekt an der Kirche St. Mangen in St. Gallen anzuschauen und bekamen

eine sachkundige Führung von Hildegard Aepli, welche die erste Inklusin in der neuen Zelle gewesen war. Während ihrer einleitenden Worte standen wir vor der neu erbauten Zelle und konnten uns einen Eindruck von dieser machen. Immer wieder sahen wir durch den Vorhang, der vor dem Fenster der Zelle hing, Bewegungen und Lebenszeichen des\*der Inklus\*in. Dies war für mich sehr beeindruckend und ich stellte mir die Frage, was ich als Inklusin in der Zelle wohl machen würde und wie sich die Zeit anfühlt, in der man eingeschlossen ist. Wir erfuhren auch, dass der\*die Inklus\*in den Schlüssel für die Tür 24 Stunden nach dem Eingeschlossenwerden bekommt und dann jederzeit die Tür öffnen könnte, wenn dies notwendig wäre. Diese Information löste in mir das beklemmende Gefühl auf, wie es wohl wäre, eingesperrt zu sein und im Notfall nicht agieren zu können. Jedoch wäre für mich durch den Besitz des Schlüssels die Versuchung größer, die Tür zu öffnen und mehr Kontakt zur Außenwelt zu suchen als es durch das kleine Fenster möglich ist. Nachdem wir die Kirche St. Mangen betreten hatten, sahen wir das andere Fenster der Zelle, das in den Kirchraum reichte. Auch dort brannte Licht und es war ein bedrückendes Gefühl zu wissen, dass hinter diesem Fenster und der Kirchenmauer ein Mensch für eine Woche auf kleinstem Raum lebt. Wir erhielten noch einige Informationen über das Leben der Wiborada und das Wiborada-Projekt durch Hildegard Aepli und waren im Anschluss angehalten, uns selbständig auf den Stationenweg rund um die Kirche zu begeben. Bevor wir uns auf den Weg machten, las Hildegard Aepli noch einen Text Wiboradas und einen Psalm, um uns vorzubereiten. Auf dem Stationenweg durften wir noch einmal alles rund um die Person Wiboradas, ihr Leben, ihre Bedeutung als Schutzpatronin der Stadt und das Wiborada-Projekt erfahren. Wir endeten mit einem gemeinsamen Gespräch über unsere Eindrücke und unsere

Gedanken, die uns auf unserem Weg kamen. Auf dem Rückweg kam es zu einem weiteren Austausch unter uns Studentinnen über das Leben in der Zelle und die Entscheidung, sich auf dieses Leben einzulassen. Dabei wurde diskutiert, ob wir uns dieses Leben für eine Woche vorstellen könnten und was unsere Gründe dafür wären, was wir in dieser Zeit machen würden und was wir mitnehmen würden. Die meisten von uns konnten sich keine Woche in der Zelle vorstellen, jedoch einige Stunden, um einmal die Erfahrung gemacht zu haben, ganz für sich allein zu sein und zu beobachten, was das in einem persönlich auslöst. Es gab aber auch solche Kommilitoninnen, die sich eine Woche in Isolation als Erfahrung sehr gut vorstellen konnten. Auch bei den hypothetischen Beschäftigungen während der Zeit innerhalb der Zelle gab es große Unterschiede. Einige wollten kreativ werden, andere einfach ihren Gedanken folgen und einige sogar eine bestimmte Aufgabe mit hineinnehmen, die sie dann dort erfüllen wollten. Sichtbar wird, dass wir alle diese Zeit für uns persönlich nutzen würden, um „ganz bei uns selbst zu sein“.

#### **4. Einordnung des Besuchs in das Gesamtthema der Woche**

Abschließend soll das Wiborada-Projekt in unser Thema „Gemeinwesendiakonie und Resonanz“ eingeordnet werden. Das Projekt weist die vier Aspekte von Resonanz nach Hartmut Rosa auf: Unverfügbarkeit, Transformation, Selbstwirksamkeit und Interesse. Es gründet in einer Beziehung zu etwas Unverfügbarem, Gott, und daraus kann eine Resonanz entstehen. Dadurch, dass sich ein Mensch auf das Leben als Inklus\*in einlässt, tritt er in eine Beziehung zu Gott und kann in Resonanz zu anderen Menschen, die am Fenster in Kontakt zu ihm kommen können, treten. Er nimmt Beziehung hin und gibt Beziehung ab. Konkret wird die Gottesliebe in Selbstliebe und daraus folgend in Nächstenliebe für andere Menschen

transformiert. Dabei ist es wichtig, dass der Mensch in Kontakt zu anderen Menschen kommt und dieses Aufnehmen und Abgeben von Gottes-, Selbst- und Nächstenliebe geschieht. Dies kann nur passieren, wenn ein echtes Interesse des Menschen für dieses Projekt da ist und dieser Mensch offen und frei für die entsprechenden Erfahrungen ist.

### *Literatur*

Aeppli, Hildegard (o. J.): Wiborada, unter: <https://heilige-wiborada.ch/> (abgerufen am 23.09.2021).

Berschin, Walter (1983): Vitae Sanctae Wiboradae. Die ältesten Lebensbeschreibungen der heiligen Wiborada, St. Gallen, unter: [https://heilige-wiborada.ch/wp-content/uploads/2020/06/Berschin1983\\_VitaeSanctaeWiboradae.pdf](https://heilige-wiborada.ch/wp-content/uploads/2020/06/Berschin1983_VitaeSanctaeWiboradae.pdf) (abgerufen am 23.09.2021).

Fillinger, Lea Elena (2020): Vom Wiborat zur Heiligen Wiborada von St. Gallen. Eine Aufarbeitung der Heiligenvorstellung der Heiligen Wiborada von St. Gallen und deren Veränderung im Laufe der Zeit, Seminararbeit an der Universität Zürich, unter: [https://heilige-wiborada.ch/wp-content/uploads/2020/11/HVRW\\_Seminararbeit\\_Filliger.pdf](https://heilige-wiborada.ch/wp-content/uploads/2020/11/HVRW_Seminararbeit_Filliger.pdf) (abgerufen am 23.09.2021).

Kemmer, Stefan (2018): Wiborada. Die St. Galler Reklusin, Broschüre des Bistums St. Gallen, unter: [https://heilige-wiborada.ch/wp-content/uploads/2019/12/Wiborada\\_K03.pdf](https://heilige-wiborada.ch/wp-content/uploads/2019/12/Wiborada_K03.pdf) (abgerufen am 23.09.2021).

## **Erfahrungsbericht: Was hat Singen bzw. Jodeln eigentlich mit Resonanz und Gemeinwesendiakonie zu tun?**

*Shannon Heidt*

Eine knappe Woche waren wir mit neun Studierenden der Religionspädagogik und Sozialen Arbeit und zwei Dozenten in der Schweiz. Dort trafen wir auf drei Theologie Studierende und deren zwei Dozenten. Eine Woche, in der die Corona-Situation es uns erlaubte, neue Menschen, eine neue Kultur und die Gemeinwesendiakonie in der Schweiz kennenzulernen. Bei mir persönlich klingt auch jetzt (drei Monate später) noch viel nach. Das schweizerische Konzept der Gemeinwesendiakonie eröffnete für mich eine neue Perspektive, Aktionen und Projekte in der Jugendarbeit und auch für die Zukunft im Berufsleben anders zu beleuchten.

Am ersten Abend durften wir Peter Roth erleben, welcher uns Klänge von verschiedenen Instrumenten zeigte und uns daran erläuterte, was Resonanz in der Musik bedeutet und wie diese funktioniert. Er ließ uns in seine Welt der Musik und deren Resonanz eintauchen und bereitete uns auf das Erlebnis in der Klangwelt Toggenburg vor. Mittwochabend durften wir dann von einer Toggenburger Chorleiterin Jodeln erlernen und selbst fühlen, was passiert, wenn der eigene Körper zum Resonanzkörper wird. Wir haben gelernt, dass es beim Jodeln gesungene konstante Grundtöne braucht, auf die dann aufgebaut werden kann. Im Selbstversuch haben wir dann erfahren, was es heißt, den Grundton, also die Grundlage für die anderen, zu singen und auch Obertöne auf dieser

Grundlage zu singen. Daraus entstand eine Harmonie und sogar ein Ansatz von einem Naturjodel.

Außerdem haben wir gelernt, dass der Naturjodel auf Tönen der Natur basiert und mit Obertönen gesungen wird, welche auf die eben erwähnten Grundtöne gesungen werden. Jodel werden eigentlich frei gesungen, sie sind von Region zu Region unterschiedlich, außerdem werden sie überliefert und eigentlich nicht mit Noten festgehalten. Ich selbst singe schon seit meiner Kindheit im Chor und habe gelernt, mich an Noten zu orientieren und zu singen, was mir im Rahmen meiner Stimme beigebracht wurde. Ein Naturjodel funktioniert allerdings ganz anders: Er wird frei und aus Überlieferungen von der Alp gesungen und basiert nicht auf Noten. Aus meinen Chorerfahrungen kenne ich es, dass Lieder sich nach den Stimmlängen aufbauen, wenn diese a cappella, also ohne instrumentale Begleitung, gesungen werden. Ohne die Grundstimmen haben die Oberstimmen keine Chance, im Takt zu bleiben und darauf aufzubauen. Erst durch die Grundstimmen oder im Jodeln die Grundtöne wird der Klang rund. Jana Kleiber, eine Musikstudentin und Chorsängerin aus meinem Jugendchor, würde Resonanz als Schwingungen definieren, die es braucht, um die Klänge/Töne zu verstärken. Beim Gesang bildet der Körper den Resonanzkörper und je nach Haltung und Atmung kann die Resonanz dann gut schwingen und der Ton wird flach oder mit viel Volumen gesungen. Und auch das durften wir beim Naturjodel erleben, dass wir Mut und eine gute Atmung sowie Körperhaltung brauchen, um die Töne hervorzu bringen, damit auch die Obertöne darauf gesungen werden können. Resonanz braucht es also, um andere Körper auch in Resonanzkörper zu verwandeln und mitschwingen zu lassen. Wir haben in der Woche außerdem von Hartmut Rosa gehört, welcher in einem Interview über den Nutzen von Religion auch über seine Resonanz-

Theorie gesprochen hat. Er hat Resonanz als ein aufeinander Einwirken in Form einer Beziehung erläutert und daraus vier Aspekte definiert:

1. das Interesse (also das, was einen selbst berührt oder bewegt)
2. die Selbstwirksamkeit (wie ist die Wirkung bei anderen?)
3. die Transformation (was macht das mit mir und meinem Gegenüber?)
4. die Unverfügbarkeit (die erklärt, dass das Gegenüber immer eigensinnig und anders bleiben wird)

Am Ende der Woche haben wir die verschiedenen Aspekte der Resonanz, also die Erfahrungen, die wir mit Klang gemacht haben, sowie auch die Theorie Rosas an dem Konzept der Gemeinwesendiakonie weitergedacht und überlegt, was Resonanz eigentlich für die Gemeinwesendiakonie bedeutet. Sie bedeutet zum einen, dass ich das Interesse von Menschen wecken muss, um sie mit meiner Arbeit ins Schwingen versetzen zu können. Dafür muss ich schauen, wo und wie ich sie erreiche und was ich dafür tun muss (wie muss ich schwingen?) damit wir eine gemeinsame Grundlage erschaffen können. Das Singen hat gezeigt, dass erst, wenn man eine gemeinsame solide Grundlage geschaffen hat, darauf aufgebaut werden kann. Ich als angehende Diakonin sollte also nicht nur möglichst viele Menschen erreichen, sondern auch eine Grundlage in der Arbeit mit ihnen aufbauen, damit darauf aufgebaut werden kann. Ich muss nach Hartmut Rosas Theorie meine Selbstwirksamkeit bei anderen beurteilen und diese einsetzen können. Daraus erfolgt nach Rosa eine gegenseitige Transformation während der gemeinsamen Arbeit. Auf die gemeinsame Grundlage kann aufgebaut werden. Durch diese Grundlage können Menschen ihre Ressourcen nutzen, weiter ausbauen und neue entdecken. Ich bringe sie durch meine Resonanz nicht nur zum Mitschwingen, sondern auch selbst zum Schwingen.



Und trotzdem bleiben die Menschen, mit denen ich arbeite, eigenständige Wesen, die außer der gemeinsamen Grundlage auch in anderen Lebenswirklichkeiten agieren und dort wiederum Resonanzen mit anderen haben. Nach Hartmut Rosa bleibt mein Gegenüber immer anders und eigensinnig. Aus der Erfahrung des Singens und Jodelns kannte ich es bereits, chorisches Atmen. Das bedeutet, ich atme, wenn alle anderen singen, sodass die Töne oder auch der Grundton weiter gehalten werden kann. Auch dieses Phänomen kann man auf die Gemeinwesendiakonie anwenden, denn Zusammenarbeiten heißt, auch in schwachen Momenten oder in Momenten, in denen man einmal durchatmen muss, von den anderen oder meinem Gegenüber getragen zu werden.

## **Reflexion: Ritualisierung der Gelegenheit zur Resonanzerfahrung**

### **Überlegungen zur Rolle von diakonischen Projekten als Resonanzräumen am Beispiel des Wiborada-Projekts in St. Gallen**

*Anita Dirnberger*

Mit dem Wiborada-Projekt, das vom 23. April bis zum 3. Juli 2021 in der Kirche St. Mangen durchgeführt wurde, hat die Stadt St. Gallen ein diakonisches Projekt, das vordergründig nur wenige Menschen einbindet. Zehn Menschen zogen sich für je eine Woche in eine an der Kirche angebaute Klausur zurück und damit aus ihrem üblichen sozialen Umfeld. Wie ein solches Einzelerlebnis trotz seiner Disposition als Klausurerfahrung Teil eines für verschiedene Individuen tragenden Resonanzerlebnisses wird, zeigt das Projekt exemplarisch, wenn man es mit der Resonanztheorie von Hartmut Rosa aufzuschlüsseln versucht. Rosa verwendet den Resonanzbegriff, um „die Qualität zu fassen [...], mit der wir als Subjekte zur Welt Stellung nehmen, sie uns aneignen oder auch abweisen“ (Sigrist 2019, S. 17). Dahinter steht die Annahme eines gelingenden menschlichen Lebens als von Resonanzachsen getragenen Netz der Beziehung zwischen dem Subjekt und der Welt, die mit dem Subjekt mitschwingt und dieses zugleich zum Schwingen bringt. Solange das Subjekt und die es umgebende Welt in Schwingung sind und so einander antworten und entgegenkommen, gelingt die Beziehung. Schwingen Subjekt und Welt aber nicht mehr miteinander, reißt die Beziehung ab und das Subjekt fühlt sich nicht mehr getragen (vgl. Sigrist 2019, S. 18f.). Dieser Beziehungsbegriff von Rosa, so die Annahme dieser Auseinandersetzung mit dem Wiborada-Projekt in

St. Gallen, kann als Modell dienen: In der diakonischen Arbeit sollen „Räume auf das Verstummen der Welt hin“ (Sigrist 2021, S. 77) geschaffen werden, in denen Menschen verlässliche Gelegenheiten erhalten, in Resonanz zu treten und damit ein tragendes Beziehungsnetz zur Welt erspüren und erleben zu können, das von den Achsen der Religion, Sozialität und Leiblichkeit gestützt wird. Dies soll im Folgenden anhand von einzelnen Elementen des Projekts dargestellt werden. Dabei werde ich als erstes auf die drei grundlegenden Stützachsen der tragenden Weltbeziehung eingehen, um in der Folge unter Einbezug des von Peter Roth in der Seminarwoche eingeführten Resonanzmodells aus Ich, Du, Wir und Es die Ausgestaltung des Beziehungsnetzes unter die Lupe zu nehmen. Zum Schluss möchte ich auf zwei Qualitäten von Resonanz eingehen, die in einem diakonischen Projekt besonders zum Tragen kommen und so die Bedeutung von kirchlich geschaffenen Resonanzräumen in der Gesellschaft unterstreichen mögen.

Ausgangspunkt bildet die Annahme von Rosa, dass Resonanz ein Grundbedürfnis des Menschen und es damit moralisch-ethisches Postulat ist, Räume entstehen zu lassen, welche einen Kontrapunkt zur verstummenden Welt darstellen (vgl. Sigrist 2019, S. 19). Das Wiborada-Projekt nimmt dieses Bedürfnis und auch das Postulat auf: Es verschafft zehn Einzelpersonen die Möglichkeit, sich in einen Raum zurückzuziehen, in dem Resonanzerfahrungen möglich sein sollen. Im gleichen Zug entsteht um diesen Raum, die Klausur, herum ein weiterer Resonanzraum. Einerseits beim Fenster der Klausur, das täglich zum öffentlichen Raum hin geöffnet wird, andererseits in der Kirche, die sonst leer steht und damit bis zu einem gewissen Grad auch verstummt ist. Dort bieten Rundgang und gemeinsames tägliches Gebet die Gelegenheit, mit dem Raum, der Geschichte von Wiborada und mit anderen Menschen in Resonanz zu

treten. Das gemeinsame tägliche Gebet bietet auch der Inklusin oder dem Inklusen die Gelegenheit, mit der versammelten Gemeinschaft eine tragende Resonanz Erfahrung zu machen. Eine etwas subtilere Form der Resonanz zwischen zwei Menschen wird mit der Ablage für Gebetsanliegen innerhalb der Ausstellung ermöglicht. Wenn ein Mensch seine Gedanken und Anliegen aufschreibt im Wissen, dass die Inklusin oder der Inkluse diese Worte lesen und sie in seine Gedanken und Gebete aufnehmen wird, erzeugt das meines Erachtens auch eine Art der Resonanz. Dieser Mensch wird zwar nicht direkt die Schwingung der Inklusin oder des Inklusen wieder aufnehmen, doch er weiß sich allein durch den Akt des Aufschreibens und Übergabens an eine andere Person getragen und in dem Moment in einer Resonanz, auch wenn diese innerhalb der Klausur erst später beim Lesen der geschriebenen Zeilen aufgenommen wird.

### **Die Stützachsen des Beziehungsnetzes**

Um das hier bereits angetönte Netz der Beziehung zwischen jedem Subjekt, das mit diesem Projekt in Berührung kommt, und der es umgebenden Welt zu stützen, dienen im Modell von Rosa drei Achsen. Diese sind, so möchte ich im Folgenden darstellen, im Wiborada-Projekt ein tragender Teil des Konzepts. Die vertikale Achse richtet sich aus auf Götter, Kosmos, Zeit und Ewigkeit (vgl. Sigrist 2019, S. 19). Im St. Galler Projekt wird diese Ausrichtung auf Gott jeden Tag ritualisiert im Rahmen des gemeinsamen täglichen Gebets bewusst ausgeübt und so zum tragenden Teil des Beziehungsnetzes, das unter den Menschen in diesem Resonanzraum entsteht. Doch auch außerhalb dieses organisierten Formats spielt diese Ausrichtung für die Inklusinnen und Inklusen eine zentrale Rolle während der langen Stunden in der Einsamkeit der Klausur, so die Erzählung von Initiantin und erster Inklusin Hildegard Aepli bei der Führung.

Dass Resonanz in der Einsamkeit der Klausur nicht ausbleiben und damit die Weltbeziehung nicht verstummen muss, möchte ich weiter unten im Zuge der Betrachtung des Beziehungsnetzes darlegen. Die horizontale Stützachse der tragenden Subjekt-Weltbeziehung in Resonanz ist nach Rosa die Sozialität. Man könnte meinen, dass ein Projekt mit einer Klausur als Mittelpunkt gerade bei dieser Achse schwächelt. Doch Gemeinschaftserlebnisse werden im Rahmen dieser Klausurerfahrung ganz bewusst geschaffen und begangen. Die Inklusions- und Inklusiven sind Teil einer kleinen Gemeinschaft, die dieses Projekt stützt. Menschen bilden hierfür eine temporäre Gemeinschaft, wie es Sigrist in der Citykirchenarbeit beobachtet (vgl. Sigrist 2019, S. 22). Bei jeder Öffnung und Schließung der Klausur versammeln sich Menschen, um die Inklusions- und Inklusiven zu begleiten. Jeden Abend entsteht in der Kirche eine Gebetsgemeinschaft, die für die Inklusion oder den Inklusiven zwar nicht sichtbar ist, doch Resonanz braucht gerade nicht zwingend die Augen als Medium. Der eingeschlossene Mensch kann die Präsenz anderer Menschen spüren und hören und im gemeinsamen Gebet in Resonanz treten. Ein weiteres Element der Sozialität, welches dieses Projekt als Resonanzerfahrung stützt, ist das täglich geöffnete Fenster der Klausur. In diesen zwei Stunden pro Tag treten die Inklusions- und Inklusiven ganz bewusst in Kontakt mit Menschen, die an ihrer Klausur vorbeikommen. Ob planvoll oder zufällig, die Vorbeikommenden lassen mit ihrem Kontakt am geöffneten Fenster die eingeschlossenen Menschen in dieser Zeit zum Teil der städtischen Gesellschaft und einer kleinen Gesprächsgruppe an der Kirche werden. Gemeinschaft ist auch zentral für die Versorgung der Inklusions- und Inklusiven. Sie verlassen sich ganz auf die Gruppe von Menschen, die das Projekt tragen und täglich Wasser und Brot in die Klausur bringen. Durch die bewusst gewählte Einfachheit und Rationierung

von Nahrung und Wasser kommt die diagonale Stütze des Sachbezuges in das Resonanzerlebnis Wiborada-Projekt hinein. Dieses Element der Leiblichkeit wird im Rahmen einer ritualisierten Brotsegnung vor Eintritt in die Klausur bewusst in Gemeinschaft zelebriert und damit in das Resonanzpotenzial des Klausur-Erlebnisses hineingenommen.

### **Dimensionen des Beziehungsnetzes**

Nach der Darstellung der tragenden Stützachsen möchte ich nun einen genaueren Blick auf das getragene Beziehungsnetz werfen. Es ist in der Darstellung der Achsen bereits angeklungen, dass Resonanzen in verschiedenen Konstellationen entstehen: zwischen zwei Menschen, in einer Gemeinschaft, in einem Raum, mit der umgebenden Welt. Um diese verschiedenen Dimensionen des Beziehungsnetzes zwischen Subjekt und Welt in Resonanz zu beschreiben, zog Christoph Sigrist in der Studienwoche das von Peter Roth vorgestellte Resonanzmodell heran. Dieses besteht aus vier Resonanzkreisen, die vier verschiedene Dimensionen von Beziehungen in Resonanz darstellen. Da ist einmal die Beziehung zu sich selbst, dann die Beziehung zum „Du“, dann die Resonanz als „Wir“ und schließlich die Beziehung zum „Es“. Dabei wird als „Es“ die umgebende, nichtmenschliche Umwelt in all ihren Ausprägungen verstanden, als Raum, Ressource und Zeit etwa. Ich möchte im Folgenden aufzeigen, dass im Wiborada-Projekt – bewusst oder unbewusst – diese vier Dimensionen von Beziehungen in Resonanz bespielt werden und diese möglicherweise zum Erfolg des Projekts beitragen. Ich wage das Projekt an dieser Stelle als erfolgreich zu bezeichnen, weil Initiantin Hildegard Aepli bereits eine zweite Durchführung plant und selbst von einem Erfolg spricht. Überprüfen kann ich das nicht, weil mir kein definierter Satz von Kriterien für die

Erfolgsprüfung dieses Projekts bekannt ist, an dem die Initiantin es messen will. Außerdem kann ich als einmalige Besucherin ohne entsprechende Fachkenntnis im Bereich der Diakoniewissenschaft im Rahmen dieses Essays keine unabhängige Einschätzung treffen, weshalb ich mich an dieser Stelle auf die Aussage von Initiantin Hildegard Aepli stützen möchte.

Die Resonanzdimension des „Ich“ steht im Wiborada-Projekt für die Inklusinnen und Inklusen im Zentrum. Sie werden in der Klausur auf sich selbst zurückgeworfen, weil in vielen Stunden jeden Tag jegliche Möglichkeit einer Resonanzbeziehung mit anderen Menschen fehlt. Das gibt Raum, um Resonanz in sich selbst zu erspüren. Gleichzeitig gibt die Klausur auf sehr beschränktem Raum die Möglichkeit, in Resonanz mit dem „Es“, der Umwelt zu treten. Dazu können etwa die Stimmung des Raumes, die Stille, der Blick aus dem Fenster, die Einfachheit der Klausur und auch die Geräusche der Umgebung zählen, die Resonanzen in den eingeschlossenen Menschen erzeugen. Unterbrochen werden diese Phasen des Zurückgeworfen-Seins auf die Resonanzdimensionen „Ich“ und „Es“ von Gelegenheiten zur Resonanz mit dem „Du“ und „Wir“. Diese Beziehungsdimensionen eröffnen sich für Inklusinnen und Inklusen jeden Tag, wenn die Versorgerin oder der Versorger Lebensmittel und Wasser bringt sowie für eine Stunde in der Klausur für ein Gespräch bleibt. Entsteht in dieser einen Stunde am Tag eine Begegnung mit – in der Sprache der Resonanz gedacht – großer Schwingung, kann das als tragende Erfahrung für den Rest des Tages in der Abgeschlossenheit der Klausur nachwirken, so die Erzählung von Hildegard Aepli. Die Gelegenheit der Resonanz mit einem „Du“, einem zugewandten Gegenüber, wird durch das Setting der Klausur im Gegensatz zum normalen Alltag beschränkt und so bewusst „ze-

lebriert“. Das Gleiche gilt für die Erfahrung der Resonanz mit einem „Wir“. Gelegenheiten für eine Erfahrung dieser Resonanzdimension werden für die Inklusinnen und Inkluden auf den Tag verteilt geschaffen mit den festen und publik gemachten Öffnungszeiten des Fensters und dem Abendgebet. So besteht für die eingeschlossenen Menschen in verschiedenen Dimensionen über den ganzen Tag verteilt eine Möglichkeit zur Resonanz – mit sich selbst, mit anderen Menschen, mit einer Gruppe, mit der umgebenden Welt.

Doch auch für Besucherinnen und Besucher sowie die Gruppe der Menschen, die sich für Gebetszeiten und Brotsegnungen zusammenfindet, bietet das Projekt Gelegenheiten für resonante Beziehungserfahrungen in verschiedenen Dimensionen. Da ist für Besucherinnen und Besucher der Kirchenraum und die Geschichte der Wiborada, mit denen sie in Resonanz treten können. Innerhalb der Ausstellung gibt es zahlreiche Gelegenheiten und Aufforderungen, in sich selbst hineinzuhören und über das Aufschreiben des Gebetsanliegens zuhanden des eingeschlossenen Menschen diesen an dem teilhaben zu lassen, was an Schwingungen in Resonanz mit sich selbst und dem Setting um sich herum gespürt wurde. In Begegnungen mit der Inklusin oder dem Inkluden am Fenster der Klausur können Menschen möglicherweise in eine Resonanz mit einem Gegenüber treten, ob sie das nun planen oder die Begegnung an diesem Fenster zufällig ist. Außerdem entsteht nicht nur für die Inklusinnen und Inkluden, sondern auch für jedes einzelne andere Mitglied der sich im Rahmen des Projekts versammelnden temporären Gemeinschaft tagtäglich die Gelegenheit einer Beziehung zu einer Gruppe, wie sie im Alltag nicht in gleicher Form anzutreffen ist.



## **Besondere Qualitäten von Resonanz in diakonischen Projekten**

In der Darstellung der Resonanzdimensionen im Wiborada-Projekt ist angeklungen, was Rosa in seiner Theorie als zentrales Moment von Beziehung als Resonanz festhält: die Unverfügbarkeit von Resonanz. Resonanz ist auf ein antwortendes Gegenüber angewiesen, über das nicht mit Gewalt verfügt werden kann. Echte Resonanz entsteht nur, wenn – im Bilde von zwei gleichgestimmten Stimmgabeln – die eine Seite im Gegenüber etwas zum Schwingen und Klingen bringen kann (vgl. Sigrist 2021, S. 77). Diese Dimension von Beziehung scheint das Wiborada-Projekt zu respektieren in dem Sinne, dass zwar für viele verschiedene Menschen in verschiedenen Konstellationen Möglichkeiten zu Resonanzerfahrungen gegeben sind, diese aber nicht zwingend überall und zu jeder Zeit eintreten müssen, um das Projekt als Gesamtes zu tragen. Das Projekt lebt von denjenigen Resonanzen, die tatsächlich eintreten, wenn verschiedene Gelegenheiten zu unterschiedlichen Erfahrungen und Dimensionen von Resonanz geboten werden, wie die bisherigen Ausführungen hoffentlich zu verdeutlichen vermögen. Besonders stark erleben wohl die Inklusinnen und Inkluden die Unverfügbarkeit von Resonanz. Sie können sich nämlich nicht einfach andere Gesprächspartner, eine andere Umgebung oder Ablenkung suchen, wenn für eine gewisse Zeit keine Resonanz entstehen will. So erspüren die Eingeschlossenen unter Umständen nicht nur die tragende Weltbeziehung in Resonanz, sondern auch deren Unverfügbarkeit und damit das Verstummen der Welt. Doch im Gegensatz zum Alltag vieler Menschen, in dem in einer verstummenden Welt auch immer wieder das Fehlen von Resonanzmöglichkeiten trotz ständiger Geräusche erlebt werden kann, ist im Wiborada-Projekt das Auftreten

von Gelegenheiten für Resonanz in verschiedenen Dimensionen ritualisiert. So verbleiben die Menschen, besonders die Inklusinnen und Inkluden nicht in einer verstummten Welt, sondern es eröffnet sich ihnen regelmäßig eine neue Möglichkeit, in irgendeiner Dimension in eine resonante Beziehung einzutreten und so das Gefühl des Getragen-Seins neu zu erleben.

Diese Ritualisierung von Resonanzräumen als Verdichtung von „‘Aufladungen‘ von Orten und Zeiten“ (Sigrüst 2019, S. 19) wie unter anderem im Rahmen von Religion betont Rosa in seiner Resonanztheorie: Rituale machten die beschriebenen Stützachsen der Beziehungen, die vertikale zu Gott, die horizontale zur sozialen Gemeinschaft und die diagonale zur Leiblichkeit, in besonderer Form erfahrbar (vgl. ebd.). Das kann die besondere Qualität von diakonischen Projekten im kirchlichen Umfeld sein: Sie schaffen Resonanzräume, in denen die Gelegenheit zur Resonanz Erfahrung ritualisiert wird. Diese Ritualisierung macht einerseits Beziehungen entlang der Stützachsen in besonderer Weise erfahrbar, andererseits ermöglicht sie eine stete Wiederkehr von Gelegenheiten zum Eintreten in resonante Beziehungen, die verlässlich ist für Menschen, die vor einer verstummenden Welt temporäre Zuflucht suchen und eine tragende Weltbeziehung neu erfahren wollen.

### *Literatur*

Sigrüst, Christoph (2019): Vibrierende Drähte in Kirchenräumen. Zum Resonanzbegriff Hartmut Rosas in der Citykirchenarbeit, in: Sigrüst, Christoph (Hg.): Chicago-Resonanzen. Dokumente der CityKirchenKonferenz (Kirche und Stadt 24), Berlin, 17–26.

Sigrist, Christoph (2021): Gasthaus Gottes. Citykirchentourismus am Beispiel Grossmünster, in: Cebuli, Christian / Schlag, Thomas (Hg.): Zwischen Kreuzfahrt und Klosterküche. Formen kirchlicher Präsenz im Tourismus (Forum Pastoral 8), Zürich, 74–95.

# Reflexion: Der K-Treff als Resonanzraum

*Marina Felder Ramseier*

## 1. Einführung und Begriffsklärung

Während des Blockkurses im Toggenburg machten wir uns mit Elementen von Hartmut Rosas Resonanztheorie bekannt, übertrugen sie auf Klang und Diakonie und besuchten diakonische Projekte in der Stadt St. Gallen. In dieser Arbeit sollen die Grundsätze der Resonanztheorie im Projekt des K-Treffs aufgespürt und untersucht werden. Dazu werden zuerst die wesentlichen Begriffe und Bestandteile kurz beschrieben: K-Treff, Resonanztheorie, Verbindungen zur Diakonie.

### a) Der K-Treff in Wittenbach SG

Am K-Treff in Wittenbach können Menschen mit kleinem Budget seit 2009 jede Woche zu einem symbolischen Beitrag Lebensmittel einkaufen. Die Lebensmittel erhält der K-Treff von der Schweizer Tafel. Zur Kontrolle der finanziellen Situation der Interessenten nutzt er die Caritas-Karte. Obwohl der K-Treff von der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde gegründet wurde und in deren Zentrum stattfindet, wird er von der katholischen Pfarrei mitgetragen und von Personen verschiedener Herkunft und Religiosität genutzt. Vorausgesetzt wird der Wohnsitz innerhalb einer der tragenden Kirchgemeinden. Bis Februar 2020 war ein zentraler Bestandteil des K-Treffs das gemeinschaftliche Zusammensitzen in der Diakoniebeiz mit Kinderbetreuung (Kommen, Kommunikation, Kaffee trinken, Kontakt knüpfen), in dessen Anschluss die Lebensmittel ausgegeben wurden (Kaufen). Durch die Einschränkungen in der Coronakrise fand bei unserem Besuch kein Zusammensitzen mehr statt. Es wurden nur noch Lebensmittel ausgegeben – ohne Kinder

und unter Einhaltung der Distanzregeln. Bei der Durchführung des K-Treffs helfen mehrere Dutzend Freiwillige mit, die entweder bei der Überprüfung und Auslage der Lebensmittel beteiligt sind oder die Berechtigten beim Bezug der Lebensmittel begleiten. Die Beziehenden selber dürfen sich bei der Ausgabe nicht mehr engagieren, da es offenbar zu Situationen kam, in denen die Mitarbeitenden einem Loyalitätskonflikt ausgesetzt waren (Bevorteilung von Bekannten). Die professionelle Verantwortung und Leitung des Treffs untersteht der Sozialdiakonin der reformierten Kirchgemeinde. Für die Weiterführung des K-Treffs nach Corona-Zeiten wird momentan bei den Beziehenden abgeklärt, welche Bedürfnisse bestehen (Häufigkeit, Zeit, Kinderbetreuung, Animation durch ein Diskussions-thema).

Der K-Treff kann als typisches Sozialraumprojekt bezeichnet werden, da es sich auf einen örtlich begrenzten Raum beschränkt, innerhalb dessen aber verschiedene Akteure und Zielgruppen einbindet und so zu einem Ort wird, an dem „Milieus und Klassen sich treffen“ (Sigrist 2020, S. 72) und „informelle, soziale und kommunikative Prozesse ablaufen“ (ebd.). Die reformierte Kirchgemeinde, als Gründerin und Trägerin des diakonischen Projekts, tritt aus ihrem unmittelbaren Mitgliederverband hinaus und nimmt Einfluss auf den weiteren sozialen Raum, in dem sie steht. Der K-Treff ermöglicht Bürgerinnen und Bürgern ein zivilgesellschaftliches Engagement zur Bewältigung von Notlagen (vgl. Hofmann 2016, S. 221), was sich gerade auch in der gestiegenen Nachfrage beim K-Treff während der Coronazeit zeigt.

#### b) Zur Resonanztheorie von Hartmut Rosa

Hartmut Rosa beschreibt mit seiner Resonanztheorie eine Weltbeziehung, in der das Subjekt der Welt antwortend entgegen geht und sich von ihr berühren lässt (Affizierung). Die Welt, die als klingend

beschrieben wird, regt das Individuum an und bringt es seinerseits zum Klingen (Emotion), was wiederum den Klang der Welt aufrecht hält und mit ihr einen Resonanzraum bildet. Getragen wird dieser von drei Achsen, die das Subjekt (z.B. durch Rituale) mit den Mitmenschen (horizontal), dem Unendlichen (vertikal) und der materiellen Welt (diagonal) quasi durch einen „vibrierenden Draht“ (Rosa 2016, S. 296) verbindet und auf die es reagieren kann. Dabei sind vier Aspekte zentral: Interesse und Selbstwirksamkeit sind Voraussetzungen, damit Resonanz erst entstehen kann. Es braucht das Interesse des Subjekts, sich auf die Welt einzulassen. Zugleich muss es auch eine eigene Selbstwirksamkeit mitbringen und mit eigener Stimme tönen können, um nicht bloß Echo (vgl. Rosa 2016, S. 285f.) zu sein. Die Bereitschaft, sich vom anderen affizieren zu lassen, kann drittens eine Transformation bewirken, eine Veränderung im Sein oder in der Wahrnehmung bei sich oder einem Gegenüber. Viertens ist zu beachten, dass Resonanz stets unverfügbar ist. Sie kann auch ausbleiben oder anders ausfallen als beabsichtigt. Sie übersteigt dadurch die eigene Existenz, hält sie aber ebenso am Klingen.

Hartmut Rosas Begriff der Resonanz (vgl. ebd.) enthält somit viel dessen, was theologisch als „Leben in Beziehungen“ (zu Gott, zur Schöpfung, zum Bruder, in der Trinität) oder „Agape“ (Nächstenliebe, Gastfreundschaft) und allgemein-spirituell als Achtsamkeit bezeichnet wird: Eine Haltung der unvoreingenommenen Präsenz, die Begegnungen ermöglicht, aus denen sich etwas – ein Geschehen, eine Idee, eine Erkenntnis, ein Gefühl – entwickeln kann, das nicht im Vorherein beabsichtigt war. Solche Begegnungen wirken sich gerecht aus, ohne sich auf zwischenmenschliche Begegnungen zu beschränken. Resonanzfeindlich, oder theologisch gesprochen le-

bensfeindlich, wirkt sich alles aus, was Druck, Herrschaft und Kontrolle erzeugt und zur Erstarrung führt. Rosa nennt es auch Entfremdung (vgl. Rosa 2016, S. 299-316), weil so keine Berührung und kein Austausch mehr mit dem anderen stattfindet.

### c) Verbindungen zur Diakonie und zum Klang

In der Diakonie ist die Begegnung zwischen Helfendem und Hilfesuchendem entscheidend für die Qualität. Sigrist bezeichnet die Beziehung zwischen den beiden als „schöpferische[n] Akt“ (Sigrist 2020, S. 12), in dem sich Gottes- und Menschenliebe verbinden bzw. in Resonanz geraten. „Zwischen beiden Polen der Liebe entsteht ein ‚vibrierender Draht‘ voller Affekte und Emotionen. Angerührt von der Welt als Gottes Schöpfung handelt der Mensch in seiner Geschöpflichkeit, antwortet und wirkt auf diese Welt ein“. (Sigrist 2020, S. 13) So entsteht ein „Resonanzraum helfenden Handelns“ (Sigrist 2020, S. 56), in den sich die Beteiligten einstimmen und allesamt einen Beitrag dazu leisten, dass die Welt nicht verstummt, erkaltet und erstarrt (vgl. Sigrist 2019, S. 1). In dieser Vorstellung lösen sich die Kategorien von Gebenden und Nehmenden auf, wobei Sigrist auf die asymmetrische Grundstruktur helfenden Handelns hinweist und zu einem reflektierten Umgang damit aufruft (vgl. Sigrist 2020, S. 67). In der gelungenen Begegnung, die nicht reibungslos sein muss, sondern durch Interferenz geschieht, wachsen beide über sich hinaus: die Helfenden lassen sich erschüttern und werden sich ihrer eigenen Bedürftigkeit bewusst, die Hilfesuchenden werden in ihrem Potenzial wahrgenommen und erfahren Selbstwirksamkeit. Vielleicht strahlt auch das Geschehen selbst aus und erweitert so den Resonanzraum. Das Ich und das Du verbinden sich zu einem neuen Wir, das mehr ist bzw. mehr hervorbringt als die beiden Einzelnen, weil es das Es, das in und um uns steckt, zum Klingen bringt. Das Es kann als „Grundton“ verstanden werden,

der alle Obertöne in sich trägt, da die Obertöne alle von diesem Grundton herkommen, nicht ohne ihn klingen können und durch ihn mit den anderen Obertönen verbunden sind und erst gemeinsam den Klang in seiner ganzen Fülle zur Geltung bringen.

## **2. Der K-Treff als Resonanzraum**

Im Hauptteil dieser Arbeit soll nun untersucht werden, inwiefern der K-Treff einen Resonanzraum darstellt. Er soll auf die vier zentralen Aspekte und die drei Resonanzachsen hin untersucht werden, aber auch auf Schwachstellen und Vertiefungsmöglichkeiten.

### a) Die vier zentralen Aspekte

#### i. Interesse

Die große Zahl an Freiwilligen und Beziehenden zeigt bereits ein hohes gegenseitiges Interesse auf. Die Freiwilligen, und später weitere Projektträger, haben sich von den Nöten in ihrer Nachbarschaft bewegen lassen, während die Beziehenden – viele Migranten – bereit waren, mit vermutlich wohlhabenderen Menschen und der ihnen ggf. fremden Kirche in Kontakt zu treten und sich von ihnen helfen zu lassen, bzw. sich in der Beiz mit- und untereinander auszutauschen.

#### ii. Selbstwirksamkeit

Für die Lebensmittel wird eine monetäre Gegenleistung von 1 Fr. zugemutet. Durch die Umfrage werden alle in die künftige Gestaltung des K-Treffs miteinbezogen. Darüber hinaus ist schwer erkennbar, ob die Selbstwirksamkeit ebenbürtig verteilt ist. Zweifels- ohne können sich die Mitarbeitenden selbstwirksam empfinden, während die Beziehenden selber nicht mehr mitarbeiten dürfen. Hofmann betont demgegenüber die Chance, gerade auch Geringverdienenden und Migranten Zugang zum Ehrenamt zu eröffnen (vgl. Hofmann 2016, S. 238). Es ist nicht klar, ob sie vor Corona



z.B. durch Mitbringen von Kuchen beitragen konnten. Durch die Schließung der Beiz ist auch ihre Stimme weniger hörbar. Es ist aber vorstellbar, dass der Austausch unter den Beziehenden weiterhin stattfindet und so möglicherweise auch eine gegenseitige Unterstützung. Interessant, aber leider nicht bekannt, wäre, wie die Beziehenden und die Mitarbeitenden über den K-Treff hinaus in Freundschaft (Selbstwert), Beratung oder Seelsorge verbunden sind, und ob sie dabei zu Selbstwirksamkeit bemächtigt (vgl. Rügger / Sigrüst 2011, S. 219) werden.

### iii. Transformation

Der K-Treff zielt zuerst darauf ab, die prekäre finanzielle Situation mancher Menschen zu mildern. Vielleicht gibt diese Entlastung Ressourcen frei, was in andere Teile des Lebens der Betroffenen ausstrahlt. Zu spüren, dass die eigene Not der Gesellschaft nicht gleichgültig ist, kann den Blick auf diese verändern und Vertrauen schaffen, weitere Schritte zu gehen. Sich angenommen fühlen trägt zur Integration in den Sozialraum bei. Auch Mitarbeitende, die sich persönlich mit den Notleidenden austauschen, können den Blick auf die Gesellschaft, ihre Probleme oder ihren Wohlstand verändern oder gar weitere Taten anregen. Durch gegenseitiges Verständnis und Zusammenarbeit wird die Nachbarschaft gestärkt und zu einem lebendigeren Ort.

### iv. Unverfügbarkeit

Es gibt keine Garantie, dass aus dem gesparten Geld für Lebensmittel etwas Sinnvolles entsteht, noch dass sich dadurch Vertrauen und Zuversicht einstellt. Es ist zu akzeptieren, wenn der K-Treff für manche Beziehende nur eine günstige Versorgungsmöglichkeit darstellt und keine weiteren Beziehungen gesucht werden. Ebenso lässt sich nicht voraussehen, wie sehr sich die Mitarbeitenden auf die Begegnung ein- und sich dabei in Frage stellen lassen. Ob und wie aus

dem gegenseitigen Austausch ein Unterstützungsnetzwerk mit einer eigenen Dynamik entsteht, lässt sich nicht forcieren. Der K-Treff bietet die Plattform, das Weitere muss sich ereignen (zum Unterschied von Selbstwirksamkeit und Verfügbarmachung vgl. Rosa 2016, S. 452).

b) Die drei Resonanzachsen

i. Diagonal

Im Zentrum des K-Treffs steht die Abgabe von Lebensmitteln, um Not zu lindern. Der Ausgangspunkt für dieses Projekt ist also ein materieller: Es geht um die Versorgung mit Essen. Diese Lebensmittel, die dank der Solidarität und des Engagements von Mitmenschen fast gratis abgegeben werden, sind also – je nach Perspektive – eine Antwort auf die Nöte der Welt oder Symbol für eine Welt, die sich von den Nöten affizieren lässt. Die Lebensmittel *sind* aber nicht nur Zweck dieses Projekts. Sie *haben* auch einen Zweck: Sie eröffnen einen Begegnungsraum und werden so Träger für zwischenmenschliche Beziehungen. Im K-Treff nimmt diese caring community, aber auch die Armut, Form an, sie manifestiert sich in Zeit und Raum und erhält so Leiblichkeit, die wiederum auf das weitere Umfeld – den Sozialraum – ausstrahlen und mit ihm in Resonanz treten kann. Gleiches kann mit der Verwendung der Caritas-Karte geschehen: Sie kann dazu führen, dass die beiden Sozialwerke miteinander bzw. für einzelne Hilfesuchende in Resonanz treten und neue Zugänge eröffnen (zum jeweils anderen Werk). Andererseits wirkt sie insofern resonanzfeindlich, als dass durch die Karte wie durch die Wohnsitzpflicht auch Menschen ausgeschlossen werden. Rosa weist darauf hin, dass starre, verdinglichte Strukturen durchaus notwendig sein können zur Sicherung der Lebensqualität (vgl. Rosa 2016, S. 294f.).

## ii. Horizontal

Wie bereits dargestellt, zeigt das Projekt ein hohes Maß von zwischenmenschlicher Affizierung auf. Menschen können auf die Armut in ihrer direkten Umgebung durch Spenden, freiwillige Mitarbeit und persönliche Begegnung mit Betroffenen reagieren und damit die Betroffenheit mit und für die Welt ausdrücken und aufrechterhalten. Die Betroffenheit, die Form annimmt, bewegt andere Hilfe anzunehmen und so mit ihrer Mitwelt in Resonanz zu treten. Ziel des K-Treffs ist nicht nur, dass sich Helfende und Hilfesuchende begegnen, sondern auch „Menschen, die sich in derselben Situation befinden“ (Thoma 2021), untereinander Kontakte knüpfen. Eine Schwierigkeit sind die Einschränkungen durch Corona, welche sowohl die Beiz als auch Ansammlungen nicht mehr möglich machen. Die verschiedenen K (Kommen, Kommunikation, Kaffee trinken, Kontakt knüpfen) weichen einem einzigen, sehr praktischen Zweck (Kaufen), was möglicherweise eine Gefährdung des Begegnungs- und Sozialraums mit sich bringt. Zweifel der Leitung, ob es nach der vollständigen Öffnung wieder sinnvoll sei „65 Personen gleichzeitig in die Diakoniebeiz einzulassen“ (Thoma 2021), sollten sorgfältig abgewogen werden. Zwar können bestehende soziale Kontakte gut auch im kleineren Rahmen weiter gepflegt werden, doch sind die Hürden für neue Kontakte ohne die Unverfänglichkeit der Masse größer.

## iii. Vertikal

Unter der vertikalen Achse versteht Rosa die „Beziehung zur Welt, zum Dasein oder zum Leben als ganzem“ (Rosa 2016, S. 331). Dieses Gefühl (Rosa bezieht sich auf Schleiermacher: vgl. Rosa 2016, S. 436-439) kann sich religiös ausdrücken, aber auch als „Stimme der Natur“, „Kraft der Kunst“ oder „Mantel der Geschichte“ (Rosa 2016, S. 435-514). Außerdem gibt es durchlässige Ansätze wie

Schöpfungstheologie (Religion und Natur) oder kirchliche Kunst. Durch den Verzicht auf eine kirchliche Vereinnahmung (vgl. Rüe-gger / Sigrist 2011, S. 159) ist der K-Treff für verschiedene Weltan-schauungen und Motivationen anschlussfähig bzw. resonanzfreund-lich. Dies bestätigte sich in einem kurzen Gespräch mit einem Freiwilligen, der seine Motivation humanitär statt religiös begründet („Ich hatte einen guten Job und setze mich nun hier ein, um anderen zu helfen, denen es weniger gut geht.“). Aus der christlichen Per-spektive speist sich diakonisches Engagement aus der Liebe Gottes. „Göttliche Liebe und menschliche Liebe zu sich selber und zu an-deren bilden den Resonanzraum diakonischer Praxis“ (Sigrist 2020, S. 13), so Sigrist . Ob nun religiöse oder säkulare Deutungsmuster im Hintergrund stehen, die vertikale Achse kommt dann in den Blick, wenn es um mehr geht als reine Pflichterfüllung, denn: „Die pure Moral verlockt zu nichts, es fehlt ihr die Schönheit. Die Schön-heit des Guten macht uns gut. Das Staunen über die Güte macht und gütig.“ (Fulbert Steffenski, zitiert nach Rüe-gger/Sigrist 2011, S. 128) Die vertikale Dimension macht den K-Treff zu mehr als einer puren Lebensmittelausgabe, sie macht ihn zu einem Begegnungs- und Entstehungsort, zu einem Resonanzraum, und hält ihn leben-dig. Des Weiteren erinnert der bewusste Rückbezug auf eine über uns hinausgehende Dimension stets daran, dass die Wirkung des K-Treffs letztlich unverfügbar ist.

c) Anmerkungen und „Knackpunkte“

Überlegungen zum letzten Punkt sind beim Besuch im K-Treff eher bescheiden ausgefallen. Daher ist es schwierig zu sagen, ob und wie die vertikale Beziehung im Projekt bewusst gepflegt wird. Anhand zweier Knackpunkte, die mir aufgefallen sind, möchte ich nun auf-zeigen, inwiefern ein bewusster Umgang mit dieser Dimension für ein diakonisches Projekt dennoch wichtig ist.

#### i. Verhältnis zur Kirche

„Wieso muss ich kirchlich sein?“, fragte die Sozialdiakonin etwas provokativ (es bleibt offen, ob sie damit ihre institutionelle Verbundenheit oder ihren persönlichen Glauben meinte). Sie kommt aus der Sozialen Arbeit und ist mehr mit den staatlichen Sozialstrukturen denn der kirchlichen Landschaft vertraut. Nach Sigrist ist die Frage durchaus legitim: „Falsch ist [...] die Annahme, Diakonie könne nicht ohne die Kirchlichkeit der diakonisch Tätigen auskommen.“ (Sigrist 2020, S. 58) Es scheint also, dass die Kirche eher auf die Diakonie angewiesen ist als umgekehrt, schon deshalb, weil diakonische Arbeit ein zentraler Aspekt christlicher Existenz ist (vgl. Bedford-Strohm 2016, S. 153, sowie Sigrist 2020, S. 17) und diakonische Projekte den Mitgliedern eine Möglichkeit bieten, ihrem Glauben in Werken Ausdruck zu verleihen. Unter dem schöpfungstheologischen Primat ist Helfen allerdings eine allgemein menschliche „Schwingung“ (Sigrist 2020, S. 59), die über jegliche religiösen und kulturellen Kategorien hinausgeht. Das heißt, Christen können sich genauso gut bei nichtkirchlichen Projekten engagieren und zugleich braucht man sich nicht Christ zu nennen, um bei einem diakonischen Projekt mitzuhelfen oder es nach ethischen Richtlinien zu leiten (vgl. Rügger / Sigrist 2011, S. 192).

Allerdings verkörpert die Sozialdiakonin in ihrem Amt ein diakonisches Werk, von dem christliche Deutungsmuster erwartet werden, was einen reflektierten Umgang damit nötig macht. Auf institutioneller Ebene gibt es ebenfalls gute Gründe, das Projekt nicht von der Kirche zu lösen. Erstens ist die Kirche bereits eine Manifestation von Resonanz zwischen Menschen und der Welt. Sie ist eingebettet in den Sozialraum und bietet dadurch bestehende Strukturen (vgl. Sigrist 2020, S. 75), welche das diakonische Projekt nutzen kann. Es tritt damit in eine Dreiecksbeziehung von Welt, Kirche

und Diakonie, welche sich gegenseitig beleben und in Schwingung halten. Ebenso verhält es sich, als zweiter Punkt, mit dem Vertrauen der Bevölkerung (vgl. Hofmann 2016, S. 223). Drittens bietet die Kirche ein Menschenbild, das alle (!) Menschen eben nicht als selbstgenügsam betrachtet, sondern rückbezogen auf Gott (bzw. das Unendliche) als bedürftig und zugleich frei (vgl. Sigrist 2020, S. 75). Dieses Menschenbild kann als Grundton und Kontrollinstrument dienen, an denen sich insbesondere die Leitung und die Mitarbeitenden immer wieder selber prüfen. All diese Aspekte – auf der praktischen wie auf der Werteebene – erweitern den Resonanzraum, während jegliches Ausschließen und Unterdrücken, auch christlicher Deutungsgehalte, resonanzfeindlich wirken. Wenn man außerdem einig ist mit Bedford-Strohm: „Diakonische Einrichtungen müssen sich dadurch auszeichnen, dass sie jedenfalls die Möglichkeit seelsorgerlicher Begleitung mit einschließen, unabhängig davon, ob diese Möglichkeit wahrgenommen wird.“ (Bedford-Strohm 2016, S. 153), dann spielen auch die Freiwilligen eine wichtige Rolle, welche über das praktische Auslegen und Verteilen der Lebensmittel hinausgeht. Dies führt uns zu meinen nächsten Überlegungen.

#### ii. Verhältnis zu den Freiwilligen

Unser Besuch vermittelte den Eindruck, dass die Sozialdiakonin mit der „riesigen Eigendynamik“ der Freiwilligen eher Mühe hatte und daher eine „klare Leitung“ propagierte, wobei sie auch von „gedeihen lassen“ sprach. Dieses Dilemma trifft wohl auf jeden Verantwortungsposten zu, zumal Führung per se eine resonanzfeindliche Konnotation hat. Anders als in der Arbeitswelt haben Projekte wie der K-Treff aber eine doppelte Ausrichtung. Sie verbinden quasi zwei Zielgruppen: Die Hilfesuchenden und die freiwilligen Helfenden. Auch letztere verlangen eine „differenzierte Wahrnehmung“

(Hofmann 2016, S. 228) und einen sensiblen Umgang mit ihren Erwartungen, Bedürfnissen und Konflikten. Hofmann weist darauf hin, dass unterschiedliche Motivationen des Engagements auch zu Konflikten unter den Freiwilligen führen können (vgl. Hofmann 2016, S. 232f.). Man muss es nicht als „Alleinstellungsmerkmal kirchlichen Ehrenamts“ (Hofmann 2016, S. 237) oder kirchliche Vorschrift (vgl. Reformierte Kirche Bern-Jura-Solothurn 2021, S. 11) betrachten, um den Sinn einer – mehr oder weniger explizit geistlichen – Begleitung der Freiwilligen zu sehen. Ihr Engagement ist nicht von der Notwendigkeit des Lohnverdienstes getrieben, sondern speist sich aus einem ganz anderen Sinn, der sich nicht selten aus der vertikalen Dimension erschließt oder dahin führen kann. Eine bewusste Begleitung der Freiwilligen kann dazu beitragen, dass sie sich nicht nur initial vom Leid der Welt berühren lassen, sondern selber transformiert werden, vielleicht gerade durch die Akzeptanz der Unverfügbarkeit, durch Konflikt und Reibung. Nimmt man die Freiwilligen als Resonanzkörper ernst, dann sind sie nicht nur praktische Arbeitsentlastung der Sozialdiakonin, sondern tragen das, was an ihnen getan wurde, weiter in die Welt hinaus, bzw. an die Hilfesuchenden heran. Es gilt also, auch sie zum Klingen anzustoßen und sich von ihrem Klang anstoßen zu lassen, so dass sich der Resonanzraum entfalten kann.

### **3. Fazit**

In Wittenbach haben sich Menschen von der Armut in ihrer Nachbarschaft berühren lassen und sind (auf Anstoß des Sozialdiakons) in Bewegung geraten. Damit haben sie den Sozialraum zu einem Resonanzraum gemacht, der weit über die reformierte Kirche hinaus geht. Die Betroffenen nahmen die Hilfe an und ließen sich auf die

Begegnung mit anderen Betroffenen wie auch mit den Mitarbeitenden ein. Das Angebot einer Beiz fördert die gegenseitige Begegnung erheblich im Vergleich zu einer reinen Lebensmittelabgabe. Die Verbindung zur Kirche enthält darüber hinaus auch die Einladung zu einer (konfessionsunabhängigen) seelsorgerlichen Begleitung, was aber bewusst gepflegt werden muss. Potenzial sehe ich im Umgang mit den Freiwilligen, denen der K-Treff mehr bieten kann als „nur“ die Möglichkeit eines gemeinnützigen Engagements.

### *Literatur*

Bedford-Strohm, Heinrich (2016): Diakonie in der Perspektive „öffentlicher Theologie“. Gegenwärtige Entwürfe, in: Eurich, Johannes / Schmidt, Heinz (Hg.): Diakonik. Grundlagen – Konzeptionen – Diskurse, Göttingen, 145-161.

Hofmann, Beate (2016): Zivilgesellschaftliches Engagement von Diakonie und Kirche, in: Eurich, Johannes / Schmidt, Heinz (Hg.): Diakonik. Grundlagen – Konzeptionen – Diskurse, Göttingen, 220-241.

Reformierte Kirche Bern-Jura-Solothurn (2021): Leitbild für die drei Ämter, Bern.

Rosa, Hartmut (2016): Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung, Berlin.

Rüegger, Heinz / Sigrist, Christoph (2011): Diakonie – eine Einführung. Zur theologischen Begründung helfenden Handelns, Zürich.

Sigrist, Christoph (2021): Citykirchentourismus am Beispiel Grossmünster, in: Cebulj, Christian / Schlag, Thomas (Hg.): Zwischen Kreuzfahrt und Klosterküche. Formen kirchlicher Präsenz im Tourismus, Zürich.

Sigrist, Christoph (2020): Diakoniewissenschaft, Stuttgart.



Sigrist, Christoph (2019): Vibrierende Drähte in Kirchenräumen. Zum Resonanzbegriff Hartmut Rosas in der Citykirchenarbeit, in: Sigrist, Christoph (Hg.): Chicago Resonanzen, Dokumente der CityKirchenKonferenz (Kirche in der Stadt, Bd. 25), Berlin.

Thoma, Monica (2021): K-Treff. Lebensmittelabgabe in Wittenbach, unveröffentlichtes Handout.

# Referat: Begriff und Geschichte der Gemeinwesendiakonie

*Sophie Syring, Charlotte Walter*

## 1. Der Begriff „Gemeinwesendiakonie“

Gemeinwesendiakonie drückt eine Form des kirchlich-diakonischen Arbeitens aus, welche von den Kirchengemeinden und Kirchenkreisen, sowie von diakonischen Einrichtungen und Diensten gemeinschaftlich verantwortet wird. Sie arbeitet mit anderen örtlichen Akteur\*innen zusammen. Hierbei sind lebenswelt- und sozialraumorientierte Methoden sowie die Öffnung zum Gemeinwesen wichtige Bestandteile (vgl. Horstmann / Neuhausen 2010, S. 5).

Oelschlägel versteht die Gemeinwesenorientierung als die institutionelle Arbeit, die sich am Stadtteil orientiert und damit eine höhere Wirkung erzielt (vgl. Oelschlägel 2007, S. 112f.). In den 1960er Jahren etablierte sich diese Methode in der Sozialen Arbeit. Das Ziel ist es, Lösungen für soziale Probleme durch infrastrukturelle Ressourcen zu fördern. Diese Betrachtungsweise verortet die Gemeinwesenarbeit in der politischen Stadtteilarbeit und als Teil von Quartiersmanagement. Seit den 1980er Jahren öffnet sich die Gemeinwesenarbeit als Arbeitsprinzip für alle Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit (vgl. Dietz 2019, S. 9).

Das Arbeitsprinzip der Sozialraumorientierung, das mit der Gemeinwesenorientierung verzahnt ist, richtet sich an den äußeren Voraussetzungen und der Lebenswelt (dem Sozialraum) der Menschen aus. Weitestgehend finden sich Oelschlägels Kriterien auch hier wieder (vgl. Dietz 2019, S. 9). Aufgrund dieser Ähnlichkeit ist die un-

terschiedliche Denkweise beider Prinzipien herauszustellen: „Gemeinwesenarbeit denkt vom Sozialraum zur Person, Sozialraumorientierung denkt von der Person zum Sozialraum.“ (Dietz 2019, S. 10)

Für die organisierte Diakonie und die verfasste Kirche in Deutschland ist die Gemeinwesendiakonie eine zusammenführende Methode (vgl. Horstmann 2010, S. 2), mit deren Hilfe kirchliche, nicht-konfessionelle und diakonische Akteur\*innen kooperieren können (vgl. Diakonisches Werk der EKD 2007, S. 25). Daran schließt Martin Horstmann an: „Gemeinwesendiakonisches Handeln kann [...] als gemeinwesenorientiertes Handeln, als gemeinsames Handeln von verfasster Kirche und organisierter Diakonie und als strategisches Handeln der beteiligten Akteure verstanden werden.“ (Horstmann 2010, S. 3)

Neu etabliert wurde der Begriff der „Gemeinwesendiakonie“ im Jahr 2007 im Diakonie-Text: „Handlungsoption Gemeinwesendiakonie“. Zwar ist dieser Begriff damit neu im fachlichen Diskurs, doch in der Praxis sind bereits zuvor Angebote zu finden, die sich zwar nicht als gemeinwesendiakonisch bezeichnet haben, doch im Kern genau dies sind. Martin Horstmann benennt als Beispiel das Diakonische Werk in Hamburg, das bereits zu Beginn der 2000er Jahre ein Konzept der Stadtteildiakonie entwickelte und danach arbeitete. Dieses Konzept gleicht der Idee der Gemeinwesendiakonie (vgl. Horstmann 2010, S. 1). Der Diakonie-Text macht ebenso deutlich, dass die Diakonie prägend für die soziale und kulturelle Stadtentwicklung ist. Damit ist sie auch eine Verantwortungsträgerin. Gepflegte regionale Netzwerke bieten das Potenzial, dieser Verantwortung gemeinsam gerecht zu werden (vgl. Diakonisches Werk der EKD 2007, S. 5).

Gemeinwesendiakonie will „aktiv daran mitarbeiten, funktionierende Sozialräume zu gestalten und Notlagen [...] verhindern.“ (Diakonisches Werk der EKD 2007, S. 25) Im Sinne einer gerechten Teilhabe sollen vor allem benachteiligte Menschen eine Möglichkeit zum Mitwirken bekommen und zur Selbsthilfe animiert werden (vgl. Diakonisches Werk der EKD 2007, S. 25).

In der EKD-Denkschrift „Herz und Mund und Tat und Leben“ aus dem Jahr 1998 zum 150jährigen Bestehen kommt die Idee der der Gemeinwesendiakonie bereits zum Ausdruck, ohne dass der Begriff bekannt gewesen wäre (vgl. Kirchenamt der EKD 1998, S. 43). Elke Neuhausen und Martin Horstmann verweisen auf vier Aspekte, die in der Denkschrift als innovativ benannt werden und gemeinwesendiakonisches Handeln beschreiben: die Überwindung von Differenzen zwischen Kirchengemeinden und diakonischen Handlungsfeldern, den bewussten Kontakt zu Notleidenden verbessern, diakonische Organisationen bedürfnisorientiert ausrichten und die Vernetzung mit nicht-konfessionellen Bündnissen (vgl. Horstmann / Neuhausen 2010, S. 2).

## **2. Geschichte der Gemeinwesendiakonie 1500 bis 1900**

Im Zuge der Reformation in Deutschland (seit 1517) musste Martin Luther die Verantwortung der Kirchengemeinde verstärkt thematisieren. Das klösterliche Leben wurde durch die Reformation aufgehoben, was dazu veranlasste, dass dieser Bereich neu geordnet werden musste. Dies führte Martin Luther dazu, eine Kastenordnung zu erlassen. Die klösterlichen Besitztümer wurden aufgeteilt. Ein Teil der Besitztümer sollte die versorgen, die im Kloster blieben, ein anderer Teil sollte die Menschen versorgen, die das Kloster verließen. Der Rest der Besitztümer sollte an die Gemeinden gehen in

eine sogenannte „Gemeindekasse, [...] woraus man nach christlicher Liebe allen gebe oder leihe, die im Lande bedürftig sind, sei es Edler oder Bürger“ (Grote o. J.). Dieses Beispiel stammt aus der Leisinger Kastenordnung von 1523. Ordnungen wie diese gab es auch in anderen Städten, wie zum Beispiel Wittenberg. Eine diakonische Arbeitsweise wurde hierbei deutlich, auch weil diese nun erstmals in Verantwortung der Gemeinde lag. In Orten, in denen sich die Reformation durchgesetzt hatte, gab es eine Arbeitsteilung. Verkündigung, Seelsorge und Unterweisung lagen in der Verantwortung der Kirchengemeinde, wobei die politische Gemeinde beispielsweise für die Armenpflege zuständig war.

Nach dem dreißigjährigen Krieg (1618- 1648) hatte dies ein Ende. Es standen zeitweise keine Ressourcen zur Verfügung, die eine Hilfe für die Menschen ermöglicht hätten. Das Fürsorgesystem brach zusammen. Durch den aufkommenden Pietismus gab es schließlich wieder eine stärkere Verankerung der Diakonie in der Gemeinde. Philipp Jakob Spener, der Begründer des Pietismus, bezeichnete Armut als „Schandfleck unseres Christentums“ (zit. nach Grote o. J.). Er ordnete die Armenpflege in Frankfurt neu und trug 1693 dazu bei, dass es in Berlin eine „Hauptarmenkasse“ gab.

August Hermann Francke, ein Schüler und Freund von Spener, ordnete in einem Vorort Halles die Armenpflege mit der „Glauchaischen Armenordnung“ neu. In den Folgejahren wirkte Francke zwar im Bereich der Anstaltsdiakonie, jedoch blieben seine Häuser immer für die ärmere Bevölkerung in den Gemeinden erhalten. Diese Einflüsse ermöglichten, dass in den folgenden Jahrzehnten viele diakonische Einrichtungen entstanden. Daraus folgend gerieten die sozialen Nöte für die verantwortlichen Gemeinden aus dem Blick.

Erst im Laufe des 19. Jahrhundert wurde die diakonische Arbeit in gemeinschaftlicher Verantwortung wieder relevant. Einen großen Einfluss darauf hatte Johann Hinrich Wichern. In seiner berühmten Rede auf den Kirchentag in Wittenberg (1848) machte er deutlich: „Die Liebe gehört mir wie der Glaube. Die rettende Liebe muss ihr [der Kirche] das große Werkzeug, womit sie die Tatsache des Glaubens erweist, werden. Diese Liebe muss in der Kirche als die helle Gottesfackel flammen, die kundtut, dass Christus eine Gestalt in seinem Volke gewonnen hat.“ (zit. nach Grote o. J.) Wichern war es wichtig, die vielen Initiativen zur Armenversorgung zusammenzuführen. Erste organisierte Zusammenkünfte, wie zum Beispiel die Zünfte und Armenordnungen, gab es erst in der Mitte des 19. Jahrhundert. Im Jahr 1852 trat das Elberfelder System in Kraft, in dem die Armenfürsorge strukturiert organisiert wurde, das einige Parallelen zu Wicherns Ansätzen aufwies (vgl. Strohm 2010, S. 18f.).

Ende des 19. Jahrhunderts, zur Zeit der Industrialisierung, gab es in England die Settlement-Bewegung. Akademiker\*innen schlossen sich zusammen, um die Selbsthilfe Potentiale der Bewohner\*innen der Armenviertel fördern. Dies war ein historischer Vorläufer der Gemeinwesenarbeit (vgl. Dietz 2019, S. 10). Die Settlement- Bewegung war eine Bewegung, mit der die sozialen Klassen gestärkt und vereint werden sollten. Die Gesellschaft war durch die sozialen Klassen gespalten und genau dies sollte die Settlement- Bewegung überwinden (vgl. Götzelmann 2010, S. 33).

Der Sozialwissenschaftler Christoph Sachße beschreibt die Settlement- Bewegung folgendermaßen:

„Seit Beginn der 80er Jahres des 19. Jahrhunderts wurde die Idee der Wiederherstellung persönlicher Kontakte zwischen den Klassen, die schon den Hintergrund der Einrichtung der Charity Organization Societies gebildet hatte, in der Settlement-Bewegung weiter gedacht und praktisch umgesetzt.

Wenn – so die Überlegung – die historische Entwicklung durch Klassenkampf und räumliche Trennung der Klassen zur Spaltung der Gesellschaft in zwei soziale Welten geführt hatte, so galt es, dieser Entwicklung durch die Wiederansiedlung der Besitzenden in den Vierteln der Besitzlosen entgegenzuwirken. Besitz und Besitzlosigkeit wurden hier allerdings weniger als materielles, denn als kulturelles Problem verstanden. Den Bewohnern der Welt des Elends fehlte alles, was die Bewohner der bürgerlichen Welt im Überfluss hatten: Wissen und Bildung, Kunstsinn, Weltkenntnis und Weltläufigkeit. So war es die soziale Verpflichtung vor allem der Gebildeten, auf die jeder Kultur entbehrende Armutsbevölkerung zuzugehen, in ihrem Quartieren zu siedeln, ihre Nachbarn und Freunde zu werden und sie an den Segnungen der bürgerlichen Kultur teilhaben zu lassen.“ (zit. nach Götzelmann 2010, S. 33)

### **3. Geschichte der Gemeinwesendiakonie 1900 bis heute**

Walther Classen, ein evangelischer Theologe und Pädagoge, begründete schon 1901 eine Variante der Settlement- Bewegung in Hamburg. Er gründete zusammen mit Dr. Wilhelm Hertz das „Hamburger Volksheim“. Im 15. Jahresbericht des „Hamburger Volksheim“ hieß es:

„Das Volksheim verbindet Menschen verschiedener Lebensstellung zu Pflege ihrer unbestreitbar gemeinsam sittlichen und geistigen Pflichten. Die Volksgemeinschaften – die der Jugend so gut wie die der Erwachsenen – wollen durch ein solches äußerlich-absichtsloses Zusammenwirken das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller Glieder des Volkes befestigen und den Willen zur gegenseitigen sozialen Erziehung bestärken. Indem sie den Angehörigen der verschiedenen, sonst getrennten Volkskreise Gelegenheit zur persönlichen Begegnung bieten, verschaffen sie ihnen jedenfalls die Möglichkeit, sich unbefangen kennen zu lernen und von den Streitverschärfenden Vorurteilen freizumachen. Ohne die bestehenden Standesunterschiede zu verwischen oder die besonderen Standespflichten, überhaupt den Wert des Standesbewußtseins zu leugnen, ohne die Notwendigkeit einer sachlichen Auseinandersetzung der verschiedenen Klasseninteressen zu bestreiten, betonen die Volksheim-Gemeinschaften in allen ihren Bestrebungen das höhere Recht des geschichtlich gewordenen Volksganzen und die

höhere Pflicht der Einordnung in die Gemeinschaft. Wer sich dem Volkshaus anschließt, muß bereit sein, innerhalb seiner Veranstaltungen auf jede bewußte Parteiwerbung zu verzichten und die Ueberzeugung anderer nicht geringer zu achten als seine eigene.“ (zit. nach Götzlmann 2010, S. 34f.)

In diesem Auszug aus dem Jahresbericht ist die Philosophie der Settlement-Bewegung zu erkennen. Eine weitere Vorform der Gemeinwesenarbeit war die „Soziale Arbeitsgemeinschaft Berlin Ost“ (SAG), die von Friedrich Siegmund-Schultze gegründet wurde. Er wollte die soziale Spaltung der Gesellschaft und den Verlust der Bedeutung der Kirche für die Arbeiterklasse überwinden. Innerhalb dieser Bewegung wurden vor allem Schüler\*innen der Alice-Salomon-Schule und Theologiestudierende aktiv, indem sie verschiedene Gruppen gründeten, die den Kontakt zu der ärmeren Bevölkerung suchten, um diese zu unterstützen. Dies konnte zum Beispiel durch die Ermöglichung eines Sozialpraktikums geschehen. 1912 wurde die „Kaffeeklappe“ gegründet, in der man alkoholfreie Getränke und günstige Speisen bekam und in der es politische Diskussionsabende gab.

Durch die SAG entwickelte sich eine Erwachsenenbildungsarbeit und 1923 wurde eine „Abendvolkshochschule“ gegründet. Schultze wurde 1926 der erste Honorarprofessor für Sozialpädagogik und Sozialethik an der Universität Berlin. Es wurden nach diesem Beispiel noch viele weitere Arbeitsgemeinschaften gegründet, wie zum Beispiel die „Rote Wohlfahrt“. Das Hitler-Regime hat die Arbeit dieser Arbeitsgemeinschaften jedoch nach einiger Zeit unmöglich gemacht.

Nach dem zweiten Weltkrieg gab es Reeducation-Programme, die der deutschen Bevölkerung die Demokratie wieder näherbringen sollten. Das Gemeinwesen war dafür der geeignetste und überschaubarste soziale Raum. In den 1950er wurden Konzepte, Theorien und Praxiserfahrungen der Gemeinwesenarbeit vor diesem



Hintergrund aus den USA und den Niederlanden nach Deutschland importiert (vgl. Götzelmann 2010, S. 35-37).

In den 1960er Jahren entstand eine bewusste kirchliche Gemeinwesenarbeit. Ein Vorreiter war Ernst-Lange mit seiner „Ladenkirche“: „Wir wollen weg vom anonymen ‚Kirchenbesuch‘ und hin zum gemeinsamen Leben in der Gegenwart des Herrn. [...] Wir wollen weg von der Almosenfrömmigkeit und hin zum nachbarschaftlichen Dienst. Wir wollen weg von der ‚Rednerpult-Mission‘ und hin zur stetigen Verantwortung unseres Glaubens vor den Gefährten unseres Alltags.“ (zit. nach Dietz 2019, S. 11) Dies sind die Leitsätze, die seine „Ladenkirche“ bestimmen.

Die 1970er Jahre waren die Blütezeit der Gemeinwesenarbeit. Für viele Kirchengemeinden gewannen gemeinwesenorientierte, gesellschaftsdiakonische und sozialanwaltschaftliche Ansätze an Bedeutung. Sie nahmen diese in ihre Arbeit auf und stellten Sozialarbeitende ein, die für die Gemeinwesenarbeit zuständig waren.

Ergänzend dazu gab es Weiterbildungen im Bereich der Gemeinwesenarbeit für Pfarrpersonen und Sozialarbeitende und das Thema wurde auch in einigen kirchlichen Fachhochschulen aufgenommen. In den 1980er und 1990er Jahren verlor die gemeinwesenorientierte Arbeit wieder an Relevanz. Es gab einige theologische Vorstöße zu dieser Zeit, aber auch diese konnten nichts an der schwindenden Relevanz ändern.

1998 forderte der Diakoniewissenschaftler Theodor Strohm wieder einen Perspektivwechsel vom Einzelfall zur sozialräumlichen Lösung. Theodor Strohm sorgte als Vorsitzender der Kommission zur Erstellung der Diakonie-Denkschrift der EKD, dass einige entsprechende Grundeinsichten darin Berücksichtigung fanden: „Die Diakonie soll sich für die verantwortliche Gestaltung eines solidarischen Gemeinwesens einsetzen, der unmittelbare Kontakt zu Betroffenen

und die Orientierung an deren Bedürfnissen sollen verbessert werden, die Vernetzung von Kirchengemeinden und Diakonie sowie mit außerkirchlichen Initiativen soll intensiviert werden.“ (zit. nach Dietz 2019, S. 12)

Der Begriff „Gemeinwesendiakonie“ kam erstmals im Jahr 2007 in einem Positionspapier des diakonischen Werks vor. Im Papier „Handlungsoption Gemeinwesendiakonie“ wurde darauf verwiesen, dass Armutsbekämpfung nur gemeinwesenorientiert effektiv angegangen werden kann. Seit diesem Papier gibt es jährliche Fachtagungen zum Thema der Gemeinwesendiakonie und mehrere Forschungsprojekte (beispielsweise vom Sozialwissenschaftliche Institut der EKD). Seit 2011 findet „Kirche findet Stadt“ als ökumenisches Kooperationsprojekt statt. An 1.200 Projektstandorte wird gemeinwesendiakonisch experimentiert, was zum Beispiel zu Stellenschaffung in Verbänden und Netzwerken zur Förderung des Ansatzes der Gemeinwesendiakonie führte. Außerdem boten und bieten Evangelische Akademien zum Thema Tagungen an und Landeskirchen bewilligen Mittel zur Förderung von Projekten, die Anreize für Gemeinden und kirchliche Träger schaffen sollen, gemeinwesendiakonisch zu arbeiten (vgl. Dietz 2019, S. 10-12).

### *Literatur*

Diakonisches Werk der EKD (Hg.) (2007): Handlungsoption Gemeinwesendiakonie. Die Gemeinschaftsinitiative Soziale Stadt als Herausforderung und Chance für Kirche und Diakonie (Diakonie Texte 12.2007), Berlin.

Dietz, Alexander (2019): Theologische Begründungen der Gemeinwesendiakonie, in: ders. u.a. (Hg.): Gemeinwesendiakonie und Unternehmensdiakonie. Berlin, 9-29.

Götzelmann, Arnd (2010): Kirchliche Gemeinwesenarbeit, in: Herrmann, Volker / Horstmann, Martin (Hg.): Wichern drei – gemeinwesendiakonische Impulse, Göttingen, 31-45.

Grote, Christof (o. J.): Gemeindediakonie, unter: <https://www.diakonie.de/ge-meindediakonie> (abgerufen am 10.06.2021).

Horstmann, Martin (2010): Stichwort Gemeinwesendiakonie, unter: <https://diakonisch.files.wordpress.com/2010/06/stichwort-gemeinwesendiakonie.pdf> (abgerufen am 03.06.2021).

Horstmann, Martin / Neuhausen, Elke (2010): Mutig mittendrin. Gemeinwesendiakonie in Deutschland. Eine Studie des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD (SI konkret 2), Berlin.

Kirchenamt der EKD (1998): Herz und Mund und Tat und Leben. Grundlagen, Aufgaben und Zukunftsperspektiven der Diakonie, Gütersloh.

Lange, Ernst (1992): Kirche für die Welt. Aufsätze zur Theorie kirchlichen Handelns, München.

Oelschlägel, Dieter (2007): Aktuelle Entwicklungen in der Gemeinwesenarbeit unter besonderer Berücksichtigung der neuen Bundesländer, in: Hinte, Wolfgang / Lütringhaus, Maria u.a. (Hg.): Grundlagen und Standards der Gemeinwesenarbeit, 2. Auflage, Weinheim u.a., 112-113.

Sachße, Christoph (2007): Friedrich Siegmund- Schultze, die „Soziale Arbeitsgemeinschaft“ und die bürgerliche Sozialreform in Deutschland, in: Fechner, Frank / Lindner, Rolf / Tenorth, Heinz- Elmar (Hg.): Friedrich Siegmund-Schultze (1885- 1969): Ein Leben für Kirche, Wissenschaft und soziale Arbeit, Stuttgart, 35-49.

Strohm, Theodor (2010): „Wichern drei“ – auf dem zu einer neuen Kultur des Sozialen. In: Herrmann, Volker / Horstmann, Martin (Hg.): Wichern drei – gemeinwesendiakonische Impulse, Göttingen, 17-22.

## **Referat: Handlungsprinzipien der Gemeinwesendiakonie**

*Lea-Marie Janssen, Annika Schwichtenberg*

In diesem Beitrag geht es um die handlungsleitenden Prinzipien der Gemeinwesendiakonie in Deutschland. Das Ziel dieses Ansatzes besteht darin, sich als Kirchengemeinde, Kirchenkreis und Einrichtung organisierter Diakonie mit weiteren lokalen Akteuren zu vernetzen, mit ihnen zu kooperieren und das Gemeinwesen zu stärken. Dabei orientiert man sich an den Ressourcen und Gegebenheiten des Sozialraums. Es geht in der Gemeinwesendiakonie um Mitverantwortung für die Realisierung guter Lebensmöglichkeiten im Sozialraum und um einen Beitrag zum Wohlergehen der Menschen. Dabei geht es nicht nur um die Gemeindemitglieder, sondern um alle Menschen im entsprechenden Gemeinwesen. Die Herausforderung der Kirchengemeinden besteht darin, den Fokus nicht nur auf die eigenen Gemeindemitglieder zu legen, sondern auf alle Menschen, die sich in dem Gemeinwesen befinden und dort leben.

Die Gemeinwesendiakonie orientiert sich an den handlungsleitenden Prinzipien der Gemeinwesenarbeit, beziehungsweise des Arbeitsprinzips der Sozialraumorientierung. Diese wurden u.a. von Dieter Oelschlägel entwickelt. Diese handlungsleitenden Prinzipien sind die Sozialraumorientierung, die Bedarfsorientierung, das Zielgruppenübergreifende Handeln, die Ressourcenorientierung, die Aktivierung der Menschen in ihrer Lebenswelt, die Vernetzung und Kooperation, die methodenübergreifende und interdisziplinäre Arbeit und der politische Anspruch.

Für die verfasste Diakonie spielt in der Gemeinwesendiakonie vor allem die sozialräumliche Weiterentwicklung der jeweiligen Arbeitsfelder im Sinne eine Öffnung zum Gemeinwesen hin eine wichtige Rolle. Dabei wird eine bewusste gemeinsame Verantwortungsübernahme von Kirche und Diakonie gefördert (vgl. Dietz 2019, S. 9f.). Nach Oelschlägel ist ein Kriterium in der (neu im Sinne eines Arbeitsprinzips verstandenen) Gemeinwesenarbeit die „sozialräumliche Strategie“ oder auch die „Sozialraumorientierung“ (vgl. Dietz 2019, S. 9). Diese soll die Lebensverhältnisse verbessern, indem der Lebensraum sozial verstanden wird. Er soll in seinen Beziehungen, Kooperationen und Kulturen wahrgenommen werden. An diesen Raumbegriff knüpft Sozialraumorientierung an, indem die Perspektive vom einzelnen Menschen zum Sozialraum hin verändert wird. Es geht nicht um eine pädagogische Ausrichtung auf einzelne Personen, sondern um strukturelle Verbesserungen auf der Grundlage von Themen und Interessen von Menschengruppen im jeweiligen Gemeinwesen. Um die Lebenswelt zu verbessern, erschließt das Prinzip der Sozialraumorientierung Ressourcen und nutzt die Stärken und Bedürfnisse der Menschen im Gemeinwesen. So werden Veränderungen ermöglicht. An diesen genannten handlungsleitenden Kriterien der Sozialraumorientierung, orientiert sich nicht nur die Gemeinwesenarbeit, sondern auch die Gemeinwesendiakonie. Gemeinwesendiakonische Aktivitäten arbeiten auf eine Öffnung zum Gemeinwesen hin. Dies bedeutet, dass Kirche und Diakonie mit anderen Akteuren, welche zivilgesellschaftlich verortet sind, im Sozialraum zusammenarbeiten. Somit werden neue Vernetzungen zwischen den bereits im Sozialraum vorhandenen Einrichtungen geschaffen. Ziel ist es, gemeinsam Verantwortung für den Sozialraum zu übernehmen. Daraus ergeben sich drei zentrale Erfolgskriterien für die Sozialraumorientierung: die gelingende Partizipation, die

Stärken bzw. Ressourcenorientierung und die Vernetzung verschiedener lokaler Partner. Durch die Sozialraumorientierung in der Gemeinwesendiakonie werden die Angebote und Projekte für andere Akteure, aber auch für Nutzer\*innen sichtbarer und präsenter, wodurch sich auch das Image einzelner Akteure verbessern kann. Durch diese neue Präsenz können Kooperationen entstehen. Auch bereits bestehende Kooperationen können gestärkt werden. Beispiele für mögliche Kooperationspartner\*innen sind Kommunen, Vereine, soziale Träger, Anlaufstellen für hilfebedürftige Menschen, Firmen oder Bildungseinrichtungen (vgl. Dietz / Schröder / Händel / Wegner 2019, S. 2).

Bei der „Bedarfsorientierung“ sollen Nutzer\*innen der gemeinwesendiakonischer Angebote miteinbezogen werden. Sie sollen befragt werden, um zu erfahren, welche Bedarfe sie haben. Es sollen Projekte angeboten werden, die Anhand dieser Bedarfe geplant wurden, damit die Nutzer\*innen davon angesprochen werden und sie diese Angebote in Anspruch nehmen bzw. sich darin engagieren. Denn Projekte, bei denen bedarfsorientiert gearbeitet wird und bei denen die Nutzer\*innen sowohl befragt als auch eingebunden werden, verlaufen erfolgreicher und innovativer. Die Gemeinwesendiakonie richtet sich also nach den Bedarfen der Nutzer\*innen (vgl. Dietz / Schröder / Händel / Wegner 2019, S. 33-35).

Beim „zielgruppenorientierten Handeln“ sollen Menschen aus verschiedenen sozialen Gruppen miteinander in Kontakt kommen. Das können Gruppen, wie zum Beispiel Menschen aus unterschiedlichen Kulturen, unterschiedlichen sozialen Milieus oder Menschen verschiedenen Alters, sein. Ziel ist es, Projekte und Angebote in diesem Bereich als interkulturelle Lernfelder zu verstehen, damit sie einen großen Beitrag zum gesellschaftlichen Frieden und zur Verständigung leisten (vgl. Dietz / Schröder / Händel / Wegner 2019, S 65).

Bei der „Ressourcenorientierung“ geht es sowohl um die Ressourcen der Betroffenen als auch um die Ressourcen der Kooperationspartner: Materielle Ressourcen sind unter anderem Räumlichkeiten, Materialien oder Verpflegung. Personelle Ressourcen sind Mitarbeitende, die Zeit haben zum Zuhören und die Beratung, Betreuung, Qualifizierung oder anwaltliche Tätigkeiten anbieten. Dieses Wahrnehmen und Nutzen der vorhandenen Ressourcen können Betroffene maßgeblich unterstützen (vgl. Oelschlägel 2007, S. 33).

Ein weiteres wichtiges Handlungsprinzip der Gemeinwesendiakonie ist die „Aktivierung“ der Menschen in ihrer Lebenswelt. Menschen sollen sich beteiligen und Teilhabe am Gemeinwesen soll ermöglicht werden. Wenn Menschen bei lokalen gemeinwesendiakonischen Projekten beteiligt werden, ist dies ein weiterer Schritt zur gesellschaftlichen Teilhabe. Die Beteiligung der Menschen kann auf unterschiedlichen Ebenen stattfinden. Zuerst sollten die Nutzer\*innen in eine Bedarfserhebung mit eingebunden werden. Die Entwicklung und die Umsetzung von neuen Angeboten sollten nicht nur defizitorientiert gestaltet werden, sondern die vorhandenen Ressourcen der Nutzer\*innen sollten wahrgenommen und genutzt werden. Wenn die Nutzer\*innen aktiviert werden, an den Angeboten teilzunehmen und sich zu beteiligen, ist es möglich, dass Betroffene zu Engagierten werden. Dabei ist es wichtig, diese Menschen zu begleiten und zu fördern. Damit die Gemeinwesendiakonie kein weiterer Ort des gesellschaftlichen Ausschlusses wird, müssen viele personelle und finanzielle Ressourcen investiert werden, da sonst weniger Partizipation und Teilhabe ermöglicht wird (vgl. Dietz / Schröder / Händel / Wegner 2019, S. 73).

Damit sich gemeinwesendiakonische Projekte zum Gemeinwesen hin öffnen können und Gemeinwesendiakonie erfolgreich stattfinden kann, benötigt es nicht nur die Kirche und die Diakonie. Es

geht um Vernetzung und Kooperation. Beide müssen mit anderen Institutionen oder Trägern zusammenarbeiten und kooperieren. Dies birgt nicht nur Vorteile für die Nutzer\*innen der Angebote, sondern auch für die Kooperationspartner\*innen selbst. Zum einen kann eine gegenseitige Unterstützung und Bewerbung der Angebote erfolgen. Auch können materielle Ressourcen, wie z.B. Räumlichkeiten, geteilt oder gemeinsam genutzt werden. Außerdem können Nutzer\*innen weitergeleitet werden und Absprachen untereinander getroffen werden, wenn eine Stelle im Blick auf das jeweilige Bedürfnis nicht über Fachkompetenzen oder ausreichende Ressourcen verfügt. Kooperationspartner\*innen werden häufig in Vernetzungsgruppen getroffen, wie zum Beispiel Arbeitskreisen, Netzwerktreffen oder ähnlichem. Nicht nur auf die oben genannte Art kann Kooperation stattfinden, sondern auch auf finanzielle Weise. Dies betrifft hauptsächlich Kooperationen mit Kommunen, kommunalen Institutionen und kommunalen Verwaltungen (vgl. Dietz / Schröder / Händel / Wegner 2019, S 28-32).

Das Handlungsprinzip „methodenübergreifende und interdisziplinäre Arbeit“ basiert auf dem Handlungsprinzip der Vernetzung und Kooperation, denn es werden Vernetzungen und Kooperationen zu Institutionen und Menschen aufgebaut, welche unterschiedliche Angebote und Qualifikationen haben. Durch die dadurch gegebene Angebots- und Qualifikationsvielfalt entsteht dann die interdisziplinäre und methodenübergreifende Arbeit (vgl. Gillich 2007, S. 91). Mit dem Handlungsprinzip „politischer Anspruch“ sind nicht politische Meinungen von Individuen gemeint, sondern die politische Beteiligung der gemeinwesendiakonischen Akteure im Stadtteil oder innerhalb der Kommunen und darüber hinaus. Wenn Kirche und die Diakonie aktiv an politischen Entscheidungen teilhaben, können so auf langfristige Sicht Bedürfnisse der Nutzer\*innen umgesetzt



und die Lebensräume und Lebensverhältnisse verbessert werden. Aber auch die Nutzer\*innen selbst sollen befähigt werden, politisch aktiv handeln und lernen zu können, damit sie eine zunehmende Kontrolle über die eigenen Lebensverhältnisse erlangen. Die gemeinwesendiakonischen Akteure können sich bei der Ermittlung der politischen Optionen innerhalb der Gemeinde folgende Leitfragen stellen:

1. Welches Selbstverständnis haben die Akteure der Gemeinwesenarbeit?
2. Welche (strukturellen) Wirkungen/Auswirkungen haben politisches Handeln bzw. Nicht-Handeln?
3. Was trägt die Gemeinwesenarbeit zum Klima des Gemeinwesens bei? (vgl. Oelschlägel 2007, S. 30-39)

Damit Gemeinwesendiakonie als Handlungsoption funktioniert, müssen verschiedene Akteure miteinander kooperieren und zusammenarbeiten. Akteure sind hierbei die Kirchengemeinden, welche durch ihre kirchliche Struktur und die Gemeindemitglieder an dem jeweiligen Ort fest im Gemeinwesen verankert sind. Durch die bereits bestehenden Strukturen, wie Gemeindemitglieder und Räumlichkeiten, kann die Kirchengemeinde als fester Bestandteil im Gemeinwesen arbeiten. Die Diakonischen Werke auf regionaler oder Kirchenkreisebene bilden das Bindeglied zwischen Sozialer Arbeit in der verfassten Diakonie und der gemeindediakonischen Arbeit in den Kirchengemeinden. Die unternehmerische Diakonie richtet sich darüber hinaus im Rahmen von sozialen Angeboten in ambulanten und klinischen Einrichtungen ebenfalls zunehmend zum Sozialraum hin aus (vgl. Horstmann / Park 2014, S. 66).

## *Literatur*

Dietz, Alexander (2019): Theologische Begründungen der Gemeinwesendiakonie, in: ders. / Höver, Hendrik (Hg.): Gemeinwesendiakonie und Unternehmensdiakonie. Berlin, 9-29.

Dietz, Alexander / Schröer, Andreas / Händel, Richard B. / Wegner, Daniel (2019): Abschlussbericht zur Evaluation des Projekts DRIN, Hannover/Trier, unter: [https://drinprojekt.ekhn.de/fileadmin/content/drin/download/DRIN\\_Evaluationsbericht\\_final.pdf](https://drinprojekt.ekhn.de/fileadmin/content/drin/download/DRIN_Evaluationsbericht_final.pdf) (abgerufen am 05.11.2021).

Gillich, Stefan (2007): Gemeinwesenarbeit und Nachbarschaftshilfe als Chancen für zukunftsorientierte Gemeinden und Diakonie, in: ders. (Hg.): Nachbarschaften und Stadtteile im Umbruch, Gelnhausen, 80-95.

Horstmann, Martin / Park, Heide (2014): Gott im Gemeinwesen, Berlin.

Oelschlägel, Dieter (2007): Zum politischen Selbstverständnis von Gemeinwesenarbeit, in: Gillich, Stefan (Hg.): Nachbarschaften und Stadtteile im Umbruch, Gelnhausen, 30-39.

# Referat: Theologische Begründungen der Gemeinwesendiakonie

*Shannon Heidt, Lisa Tobinski*

## 1. Einleitung

Die Gemeinwesendiakonie benötigt eine theologische Begründung, damit Handelnde und Träger eine Selbstvergewisserung haben und dadurch eine Orientierung des Handelns erfolgen kann. Zudem können die Begründungen für die Prioritätensetzung innerhalb der Institution Kirche, in Bezug auf die Gemeinwesendiakonie, wichtig sein. Denn nicht immer ist das Diakonische bei diakonischem Handeln nach außen hin sichtbar. Zudem kann die theologische Begründung vorteilhaft für die Profilierung, das „Sichabzeichnen“ von anderen Institutionen, sein (vgl. Dietz 2019, S. 14).

Im Folgenden werden die wichtigsten theologischen Begründungen und Ansätze für gemeinwesendiakonisches Engagement aufgezeigt und erläutert. Diese lassen sich in systematisch-theologische und praktisch-theologische Begründungen unterteilen, wobei es bei beiden weitere Unterpunkte gibt. Dabei ist zu beachten, dass sich die unterschiedlichen Begründungen und Ansätze nicht gegenseitig ausschließen oder einengen, sondern teilweise ergänzen oder aneinander anknüpfen.

## 2. Systematische Theologie

### 2.1 Dogmatische Begründungen

#### 2.1.1 Schöpfungslehre

Der theologische Begründungsansatz der Schöpfungslehre setzt bei dem Wesen und der Bestimmung des Menschen an. Der Mensch als

Wesen ist unvollkommen und hat eine wesenhafte Schwäche. Beides kann als Grundlage eines hierarchielosen Miteinanders und einer solidarischen Gemeinschaft gedeutet werden, in der keine Trennung voneinander durch unterschiedliche Merkmale erfolgt. Genesis 1f. enthält den Gedanken, dass die Menschen den Weltgestaltungsauftrag von Gott erhalten haben, aus dem sich für Dierk Glitzenhirn die Aufgabe der Lebensraumgestaltung ableiten lässt. Diese ist ein Teil des gemeinwesendiakonischen Ansatzes, nach dem alle Menschen, unabhängig von ihrer Religion, ihren Lebensraum gemeinsam gestalten sollen (vgl. Dietz 2019, S. 15).

### 2.1.2 Christologie

Eine christologische Begründung der Gemeinwesendiakonie kann sich beispielsweise auf das Mitleid Gottes mit dem Menschen durch Jesus Christus und die damit verbundene Selbstentäußerung Gottes in der Welt beziehen. Gott kam in Jesus leibhaftig zu den Menschen und hat ihnen so ihr Leid abgenommen. Daraus lässt sich die Aufgabe der Menschen ableiten, offen auf Nachbarn und andere Menschen zuzugehen. Denn für Menschen heute kann das Merkmal der Nachfolge Jesu die Bereitschaft zum Mitleiden sein. Das Gemeinwesen stellt einen Ort zum Wahrnehmen von Leid und daraus resultierendem Berühren-Lassen und Berührt-Werden dar. Ziel dessen ist es, gegen Leiden in der Gemeinschaft aktiv zu werden und darin Gottesbegegnungen und Gottesnähe spüren zu können (vgl. Dietz 2019, S. 16). Der biblische Gedanke „[...] Lasset die Kinder zu mir kommen [...]“ (Lk. 18,16) könnte als diakonische Ermunterung verstanden werden, gemeinwesendiakonisch zu handeln (vgl. Brunn 2019, S. 38).

Ein Aspekt der Christologie ist die Inkarnation, die Menschwerdung Gottes, in welcher Ralf Kötter die entscheidende Begründung der Gemeinwesendiakonie sieht. Er verweist auf Jesus, der sich beim

Weltgericht in Matthäus 25 mit den Hungrigen, Kranken, Nackten, Fremden und Gefangenen identifiziert. Wenn Menschen in der Nachfolge Christi sich in diese Menschen ihrer Gesellschaft hineinversetzen, können Differenzen, wie zum Beispiel die Trennung von Kirche und Gesellschaft oder die Trennung von Weltlichem und Geistlichem, überwunden werden und man kann sich gemeinsam für die Schwächeren einsetzen. Aufgabe der Kirche muss es sein, sich an den Herausforderungen, die es im Gemeinwesen gibt, zu orientieren und ihre Arbeit daran anzupassen (vgl. Brunn 2019, S. 45).

Wie eine leidenschaftliche Kirche in die Mitte der Gesellschaft rücken könnte, erklärt Kötter mit den folgenden Schlüsselwörtern: Vertrauen, Verantwortung, Transparenz und Demut. Nach Kötter sollte eine leidenschaftliche Kirche eine konkrete Hermeneutik leben und das Evangelium lebensnah kommunizieren. Er bezeichnet Kirche als leidenschaftliche Kirche des Vertrauens, der Verantwortung und der Transparenz. Diese Eigenschaften zeigen sich durch das Einlassen auf Kommunikation, um Missstände zu überwinden, und durch lebensnahe Vermittlung des Evangeliums und der christlichen Werte. Abschließend bezeichnet er sie als „Kirche der Demut“, wenn Kirche sich nicht um die eigenen Machtverhältnisse sorgt, sondern ihre Macht positiv dazu einsetzt, dass Menschen bestärkt werden und sich wohlfühlen (vgl. Kötter 2014, S. 221).

Ein weiterer Aspekt der Christologie ist der Ansatz der Compassion. „Compassion“ beschreibt die spirituelle Bewegung, in welcher Menschen zur Nächstenliebe motiviert werden, die sie als Mitleidenschaft empfinden. Der Ansatz umfasst drei Dimensionen. Zum einen geht es darum, politisches und ökonomisch strukturell verursachtes Leid zu erkennen und wahrzunehmen. Die Menschen sollen innerhalb der Gesellschaft die Auswirkungen von Politik und

Ökonomie in Form von Leid erkennen. Die zweite Dimension ist das Berühren-Lassen von diesem Leid und der Not anderer Menschen. Dabei ist es wichtig, dass das Leid nicht nur gesehen wird, sondern auch etwas in dem Menschen, der es wahrgenommen hat, verändert und etwas auslöst. Die letzte Dimension besteht darin, diese Erfahrung als Gottesbegegnung zu deuten. Hier sollen die Menschen ihre Eindrücke religiös deuten und sie als Gottesbegegnung in der Welt sehen. Für Johann Baptist Metz dient das Mitleiden Gottes mit den Menschen als Inspiration einer Empfindlichkeit für fremdes Leid. Diese Empfindlichkeit führt zu einer Mitleidenschaft der Menschen, in der nach Gerechtigkeit gesucht wird. Diese Mitleidenschaft geschieht im Gemeinwesen und dort können die Menschen einwirken (vgl. Brunn 2019, S. 43f.).

### 2.1.3 Soteriologie

Die Begründung der Gemeinwesendiakonie in der Perspektive der Soteriologie, also der Lehre von der Erlösung aller Menschen, zielt auf die Zusammengehörigkeit von Zuspruch und Anspruch ab. Die Menschen haben rechtfertigungstheologisch sowohl eine Menschenwürde als auch Menschenrechte. Für Theo Sundmeier gibt es eine gelebte Rechtfertigung, wenn Menschen im Gemeinwesen sich untereinander ein Recht auf Existenz und Lebensraum sowie die Menschenwürde zusprechen, denn dadurch kann ein gemeinsames Leben stattfinden. Die damit verbundene Gerechtigkeitsforderung lässt sich in der Bibel im Deuteronomium wiederfinden (vgl. Brunn 2019, S. 38). Dort heißt es „Der Gerechtigkeit sollst du nachjagen [...]“. Der Auftrag der Kirche ist es, Grundlage für solidarische gemeinwesendiakonische Arbeit zu sein. Sie kann durch die diakonische Arbeit und das diakonische Handeln die Versöhnung Gottes mit den Menschen in Jesus Christus sichtbar machen, was zur Folge hat, dass es zur Aufhebung von Trennungen und Ausgrenzungen

kommt und das Sorgetragen in der Gesellschaft für die Mitmenschen stärker in den Vordergrund rückt (vgl. Dietz 2019, S. 16f.).

#### 2.1.4 Ekklesiologie

Bei der ekklesiologischen Begründung kann es zu einem Missverständnis kommen, nämlich dass Diakonie als gesetzliches gutes Werk der Kirche gesehen wird und die Kirche sich ihr „Kirchesein“ verdienen muss, indem sie sich für Armut einsetzt, so könnte auch eine Aussage in der Armutsdenkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) interpretiert werden. Um dieses Missverständnis auszuräumen, müssen die guten Werke als dem Wesen der Kirche entsprechend verstanden werden (vgl. Dietz 2019, S. 17-19). In diesem Sinne sind die Diakonie und das diakonische Handeln als Wesensmerkmal des Miteinanders zu sehen. Für Dietrich Bonhoeffer ist Kirche nur dann Kirche, wenn sie für alle Menschen da ist, d.h. wenn Kirche an den weltlichen Aufgaben des menschlichen Gemeinschaftslebens teilnimmt, was durch gemeinwesendiakonisches Engagement geschehen kann (vgl. Dietz / Schröer / Händel / Wegner 2019, S. 79). Es sollte allerdings eine Kirche „mit anderen“ geben, statt eine Kirche „für andere“. Hierbei spielt die Inklusion eine wichtige Rolle, für die nach Wegner die Kirche ein Vorbild sein soll, indem sie Inklusion lebt. Inkludiert sollen alle werden, die sich am Gemeinschaftsleben beteiligen oder beteiligen wollen. Andreas von Malzahn denkt die Idee Bonhoeffers „Kirche für Andere und Kirche mit Anderen“ weiter. Er sieht die Kirche als Lerngemeinschaft, die sich von der einseitigen Hilfe zur wechselseitigen Unterstützung entwickelt hat. Ursache für diese Ausrichtung ist die VI. These der Barmer Theologischen Erklärung (BTE). Diese bezieht sich auf die Bibelworte im Matthäusevangelium und im 2. Timotheusbrief: „Jesus Christus spricht: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ (Mt. 28,20) und „Gottes Wort ist nicht

gebunden.“ (2. Tim. 2,9). Die Erklärung dazu in der BTE lautet: „Die verschiedenen Ämter in der Kirche begründen keine Herrschaft der einen über die anderen, sondern die Ausübung des der ganzen Gemeinde anvertrauten und befohlenen Dienstes. Wir verwerfen die falsche Lehre, als könne und dürfe sich die Kirche abseits von diesem Dienst besondere, mit Herrschaftsbefugnissen ausgestattete Führer geben und geben lassen.“ Von Mahlzahl deutet die zugrundeliegenden Bibelworte als Chance für die Kirche, in der gemeinwesendiakonischen Arbeit mit „Wachen und Suchenden in der Gesellschaft“ zu interagieren, entgegen der vielverbreiteten Deutung der missionarischen Forderung als Verkündigung in Predigten und Verwaltung von Sakramenten. Die Kirche soll mit den Menschen in Berührung kommen, die nicht aktiv am Leben der Gemeinde teilnehmen, aber der Kirche nicht ablehnend oder negativ gegenüberstehen (vgl. Brunn 2019, S. 42-44). Paul-Hermann Zellfelder sieht die Begründung der Gemeinwesendiakonie in der Taufe und dem Abendmahl. In der Taufe werden die Würde und Individualität des Menschen sichtbar und das Abendmahl zeigt die Sozialität des Menschen auf. Diese beiden Punkte können auch als Grundlage für die Arbeit im Gemeinwesen gesehen werden (vgl. Dietz 2019, S. 18-20). Johannes Calvin stellt als Begründung der Gemeinwesendiakonie das dreifache Amt Christi in den Vordergrund. Dieses umfasst das priesterliche, prophetische und königliche Amt. Unter die priesterliche Aufgabe fällt die Pflege von Gottesdiensten und Amtshandlungen, die prophetischen Aufgaben sind die Kompetenz zur Gegenwartsdeutung, das Eintreten für Humanität und Solidarität, die Öffentlichkeitsarbeit und das diakonische Handeln. Dadurch wird der öffentliche Anspruch des Evangeliums ausgedrückt. Das königliche Amt umschreibt das Weltregiment Jesu, indem Glaubende und Nichtglaubende im Einflussbereich



Jesu stehen. Alle drei Ämter greifen ineinander und durch das zweite und dritte Amt, wird die Ausrichtung der Kirche auf die Gemeinwesendiakonie sichtbar. Diese sollen als Orientierung für die Aufgabe der Kirche dienen und die Kirche kann als Teil der Stadt angesehen werden (vgl. Brunn 2019, S. 47).

#### 2.1.5 Eschatologie

Bei der eschatologischen Begründung der Gemeinwesendiakonie steht das Handeln als ein Symbol und Zeichen für das Anbrechen des Kommenden. Orte, an denen Gemeinwesendiakonie stattfindet, sind Realisierungsfelder des Reich Gottes, das beginnt, wenn Menschen in der Nachfolge Jesu diakonisch tätig werden. Für Sundermeier ist das gemeinsame Feiern ein Verweis auf die eschatologische Festgemeinschaft (vgl. Dietz 2019, S. 19). Nach Wegners Erläuterungen wird Nächstenliebe als Gottesliebe gedacht, die geschieht, wenn Gottes Geist eingreift (vgl. Wegner 2011, S. 7-10).

Der Sozialraum wird als Handlungsfeld in der Sozialen Arbeit (unter dem Vorzeichen der Gemeinwesenarbeit als Handlungsprinzip) definiert. Durch eine Sozialraumorientierung soll eine Verbindung von verschiedenen sozialarbeiterischen Ansätzen realisiert werden. Gerhard Wegner beschreibt Sozialräume als Räume, in denen Menschen sich begegnen und miteinander kommunizieren. Diese Sozialräume sieht er als Kraftfelder Gottes, in denen das Reich Gottes realisierbar gemacht wird und damit christliche Werte in die Zivilgesellschaft eingebracht und gelebt werden. Sozialräume sind Orte, an denen sich nicht nur einzelne Menschen aufhalten, bewegen und entfalten, sondern in denen auch Gruppenprozesse organisiert und unorganisiert stattfinden, dadurch werden diese Räume zusätzlich geprägt. Sie tragen zur Gestaltung des alltäglichen Lebens bei und beeinflussen somit auch Haltungen und Handlungen von Menschen, die sich in ihnen bewegen. In ihnen kann Neues geschaffen

und können Perspektiven entwickelt werden. Wegner betrachtet sie auch als Räume der Gottesbegegnung. In ihnen ereignet sich Kommunikation, die die Menschen bewegt, so wie auch Gottes Wort die Menschen bewegt. Wenn man von der Gottesbegegnung in Sozialräumen spricht, muss man auch von der Spaltung und somit Sünde in Sozialräumen sprechen. Gemeint sind hier Spaltungen zwischen Mensch und Mensch sowie zwischen Mensch und Gott. Der Sozialraum von Gemeinde darf, nach Wegner, nicht nur in Kirche und kirchlichen Räumen gedacht werden, sondern er liegt überall. Den Sozialraum als Kraftfeld zu sehen und dort mit christlichen Werten zu leben, begreift Wegner als das Wirken Gottes in der Welt. Sozialräume leben von den Menschen bzw. Akteuren, die in ihnen agieren und sich im Sozialraum vernetzen. Sich vernetzen und Ressourcen anderer fördern und aktivieren, heißt aktiv Nächstenliebe ausleben. Dies umfasst vor allem Nächstenliebe im Sinne von „Care-Arbeit“ und einer möglichst fürsorglichen Haltung, welche die Akteur\*innen als Vorreiter zunächst leisten und vorleben müssen damit ein Sozialraum von selbst leben kann. Sozialräume sollten nach Wegner als „schöpferische Ordnungen“ betrachtet werden, in denen sich Leben entfalten kann. In Sozialräumen sollte eine christliche Sicht der gerechten Gesellschaft gedacht werden, sodass jede Frau und jeder Mann ihrer/seiner Bestimmung gemäß leben kann und alle die gleichen Rechte sowie gerechte Chancen haben sich zu entwickeln (vgl. Wegner 2011, S. 12-19).

## 2.2 Theologisch-ethische Begründungen

### 2.2.1 Individualethik

Die individualethische Begründung stützt sich auf die Nächstenliebe (vgl. Dietz / Schröer / Händel / Wegner 2019, S. 70). Nach Martin Luther sollen Christen an Jesus sehen, was Liebe bedeutet und so einen praktischen Gottesdienst im Alltag ausüben. Dazu zählen die

echte Zuwendung und die lebensdienliche Gemeinschaft mit anderen Menschen in der Nachbarschaft, in Gemeinschaft oder im Gemeinwesen. Die evangelische Ethik hat ihren Grund in der von Gott geschenkten Freiheit, die eine innere Freiheit und Hingabe aus Liebe an den Nächsten impliziert. Wenn diese Werte als ethischer Maßstab gesehen werden, muss der Mensch als Handelnder in der konkreten Situation die Lebenswelt sehen und darauf eingehen. Die individuelle ethische Begründung der Gemeinwesendiakonie fordert eine Kultur der Begegnung und Entgegnung. Menschen lassen sich einladen und laden selbst ein, was für Sundermeier ein Kennzeichen der neutestamentlichen Gastfreundschaft darstellt (vgl. Dietz 2019, S. 20).

### 2.2.2 Sozialethik

Die sozialethische Begründung nimmt die gesellschaftliche Verantwortung von Christ\*innen und Kirche in den Blick. Für Karl Barth gehören die Christengemeinde und die Bürgergemeinde unmittelbar zusammen, denn die Christ\*innen leben in der Bürgergemeinde. Die Bibelstellen „Suchet der Stadt Bestes, [...]“ (Jer. 29,7) und „Steh auf und geh in die Stadt, da wird man dir sagen, was du tun sollst.“ (Apg. 9,6) verdeutlichen die Aufgaben der Kirche im Sinne der Gemeinwesendiakonie. Harvey Cox konkretisiert diese Aufgabe als Beobachtung der städtischen Umwelt, Erkenntnis von Gottes Handeln in sozialen Veränderungen und aktive politische Beteiligung. Als Ziel dieser Arbeit kann auch formuliert werden, die Schalomisierung der Welt zu fördern, worunter man das Sich-Einsetzen für eine gerechte Gesellschaft versteht (vgl. Dietz 2019, S. 20f.).

### **3. Praktische Theologie**

#### **3.1 Diakoniewissenschaft**

Im Kontext von praktisch-theologischen Begründungen der Gemeinwesendiakonie kann beispielsweise darauf verwiesen werden, dass im Paradigma der Gemeinwesendiakonie Antwortmöglichkeiten auf grundlegende diakoniewissenschaftliche Fragen, wie zum Beispiel das Verhältnis von Kirche und Diakonie, die diakonische Profilierung sowie auch die Umsetzung moderner fachlicher Anforderungen, liegen können. Damit gemeinwesendiakonisches Engagement funktionieren kann, müssen Kirche und (verfasste) Diakonie kooperieren und ihr Profil klar herausarbeiten. Die Kirche soll beispielsweise für Menschen eintreten, da die Armutsbekämpfung eine Verpflichtung der Kirche und der Diakonie ist. Dabei ist es aber wichtig, nicht nur die Not zu lindern, sondern auch die Chance für Strukturveränderungen zu nutzen. Die Gemeinwesendiakonie kann und sollte im Sinne diakoniewissenschaftlicher Postulate Lebensraumgestaltung betreiben und so gemeinwesenorientiert/sozialraumorientiert arbeiten (vgl. Dietz 2019, S. 21f.).

#### **3.2 Missionswissenschaft**

Missionswissenschaftliche Begründungsansätze der Gemeinwesendiakonie werden beispielsweise durch Konvivenz (Zusammenleben) und den Ansatz von „Kirche mit anderen“ erörtert. Dabei geht es um das Zusammenleben in Lebens- und Hilfgemeinschaften, in denen voneinander gelernt, einander geholfen und miteinander gefeiert wird. Das Konzept der Konvivenz zieht die Perspektiven des Leiden Christi und der Gottesbegegnung, wenn Menschen von der Not Anderer berührt werden, in Betracht. Bereits in der Exodustradition ist Solidarität als alttestamentliches Konzept verankert, das mit der Inkarnation Jesu eine besondere Vollendung bekommt (vgl. Glitzenhirn 2018, S. 16). Gelebte Konvivenz würde demnach dazu

beitragen, dass Kirche eine eigene Identität herausarbeitet und dadurch auch kongruenter wird. Gemeinwesendiakonie soll Kirche nicht nur als interkonfessionelle Ökumene denken, sondern Kirche soll in einen Dialog mit anderen Menschen, ganz egal ob christlich, einer anderen Konfession angehörig oder auch konfessionslos und kirchenfremd, kommen, denn Begegnungen und Kommunikation stellen eine Bereicherung dar und machen Gemeinwesendiakonie aus. Sundermeier sieht den Reichtum und die Vielfalt des Zusammenlebens in der Unterschiedlichkeit in der Gemeinschaft. Er begründet den Konvivenz Begriff vor vier biblischen Hintergründen. Zum einen weist er darauf hin, dass Gottes Volk immer auch neben anderen leben kann, auch wenn diese fremd sind, und sich nicht durch Kämpfe profilieren muss. Zum anderen sagt er, dass wir durch Erfahrungen mit Gott wissen, dass er in dieser Welt immer präsent und mitten unter uns ist. Außerdem verweist er darauf, dass Gott uns ein Leben in der Welt ermöglicht hat, und macht darauf aufmerksam, dass uns der christliche Glauben zwar verbindet, aber wir uns dennoch mit unseren Nachbarn verbünden können (vgl. Glitzenhain 2018, S. 12). Ein Ziel dieses Ansatzes ist letztlich wieder die Errichtung des Schalom Gottes (vgl. Brunn 2019, S. 41).

### 3.3 Oikodomik

Oikodomische Ansätze heben das Potential für die Gemeindeentwicklung hervor, beispielsweise durch Forderungen nach einer Kirche, welche die Individualität des Glaubens und die Aktivität von Gemeindegliedern fördert, oder für einen Gemeindeaufbau, der diakonisch-missionarisch geprägt ist, um wieder mehr Menschen in der Gesellschaft anzusprechen. Für Wegner kann durch die Gemeinwesendiakonie nicht nur eine Hilfe für Bedürftige, sondern ein diakonisch missionarischer Gemeindeaufbau gelingen (vgl. Dietz 2019, S. 23).

### 3.4 Religionspädagogik

Mithilfe religionspädagogischer Ansätze zur Begründung der Gemeinwesendiakonie werden oft die Chancen von emanzipatorischen Bildungsprozessen gesehen, welche das Verstehen von gesellschaftlichen Strukturen und damit einhergehend auch eine Ermöglichung von aktiven Veränderungen als kirchliche Bildungsaufgabe mit sich bringen. Eine Aktivierung von eigenen Ressourcen und somit Hilfe zur Selbsthilfe hervorzuheben, das Fördern von Kompetenzen und somit auch Partizipation sowie politische Aufklärungs- und Bildungsarbeit gehören zum religionspädagogischen Ansatz einer theologischen Begründung der Gemeinwesendiakonie (vgl. Dietz 2019, S. 23f.).

### 3.5 Homiletik

Durch einen homiletischen Ansatz zur Begründung der Gemeinwesendiakonie wird die häufige Entfremdung zwischen Kirche und den Adressat\*innen der kirchlichen Botschaft kritisiert. Damit ist gemeint, dass Vertreter\*innen der Kirche mitunter keinen Bezug mehr zur Gesellschaft oder auch nur ihrer Gemeinde haben, aber eine gute Predigt erst dann ankommt, wenn sie zur Zielgruppe passt. Prediger müssen die Lebenswelt der Hörer\*innen kennen, um nicht sprachlos zu werden und damit die Botschaft verstanden wird. In diesem Sinne kann die Forderung laut werden, dass Kirche auf die Menschen zugehen und ihren binnenkirchlichen Wirkungskreis verlassen muss (vgl. Dietz 2019, S. 24).

### 3.6 Poimenik

In poimenischen Ansätzen zur Begründung der Gemeinwesendiakonie wird auf eine notwendige Erweiterung von klassischen Seelsorge-Konzepten hingewiesen. Wenn nicht nur das Individuum, sondern auch die Lebensbedingungen in den Blick genommen wer-

den, könnten, so beispielsweise Arnd Götzelmann, im Sinne der Gemeinwesendiakonie lebensweltorientierte und alltagsbezogene Seelsorgekonzepte in Betracht gezogen werden, möglicherweise auch in Verbindung mit Konzepten von ehrenamtlicher Seelsorge (vgl. Dietz 2019, S. 24).

### *Literatur*

Brunn, Frank Martin (2019): Warum die kirchliche und diakonische Arbeit am Gemeinwesen orientieren?. Eine Erörterung aus ekklesiologischer Perspektive. In: Dietz, Alexander / Höver, Hendrik (Hg.): Gemeinwesendiakonie und Unternehmensdiakonie. Berlin, 30-54.

Deutsche Bibelgesellschaft (Hg.) (1999): Die Bibel nach Martin Luther. Stuttgart.

Dietz, Alexander (2019): Theologische Begründungen der Gemeinwesendiakonie, in: ders. / Höver Hendrik (Hg.): Gemeinwesendiakonie und Unternehmensdiakonie. Berlin, 9-29.

Dietz, Alexander / Schröer, Andreas / Händel, Richard B. / Wegner, Daniel (2019): Abschlussbericht zur Evaluation des Projekts DRIN, Hannover/Trier, unter:  
[https://drinprojekt.ekhn.de/fileadmin/content/drin/download/DRIN\\_Evaluationsbericht\\_final.pdf](https://drinprojekt.ekhn.de/fileadmin/content/drin/download/DRIN_Evaluationsbericht_final.pdf) (abgerufen am 05.11.2021).

Glitzenhirn, Dierk (2018): Konvivenz als Strategie. Facetten eines Begriffs und theologischen Rahmenkonzepts für Gemeinwesendiakonie, in: Eurich, Johannes / Schweizer, Dorothea (Hg.): Diakoniewissenschaft in Forschung und Lehre, Heidelberg, 7-24.

Kessl, Fabian / Reuthlinger, Christian (2018): Sozialraum. In: Otto, Hans-Uwe / Thiersch, Hans u.a. (Hg.): Handbuch Soziale Arbeit, 6. Auflage, München, 1596-1604.

Kötter, Ralf (2014): Das Land ist hell und weit, Berlin.

Verlagsgemeinschaft für das Evangelische Gesangbuch Niedersachsen/Bremen (2014): Evangelisches Gesangbuch. Ausgabe für die Evangelisch-Lutherischen Kirchen in Niedersachsen und für die Bremische Evangelische Kirche, 2. Auflage, Hannover u.a.

Wegner, Gerhard (2011): Nächstenliebe im Gemeinwesen. Theologische Perspektiven, in: Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (Hg.): Gemeinwesendiakonie. Kirche in der Mitte der Gesellschaft (epd-Dokumentation 39. 2011), Frankfurt, 6-19.



# **Gottebenbildlichkeit und Kirche für andere**

## **Ergebnisse empirischer Untersuchungen zum theologischen Selbstverständnis gemeinwesendiakonischer Akteurinnen und Akteure**

*Alexander Dietz, Daniel Wegner*

### **1. Diakonisches Profil und diakonische Identität**

Seit den Professionalisierungs- und Ökonomisierungsschüben der Neunziger Jahre wurde die Frage nach dem diakonischen Profil zum allgegenwärtigen Modethema. Die Forderung nach einem klaren diakonischen Profil wurde von Kirchen, aber auch diakonieintern erhoben. Oft spielte das Bedürfnis nach Abgrenzung zur Konkurrenz (Ausschreibungen, Werbung, Fundraising) eine Rolle. Oft war mit dieser Profilierung eine Überforderung der Mitarbeitenden sowie eine überhebliche (theologische) Abwertung anderer Anbieter verbunden. Manche Ansätze machten das diakonische Profil an der Haltung, Motivation, Handlungsorientierung, Kirchenmitgliedschaft oder dem kollegialen Verhalten der Mitarbeitenden fest. Aber Christen sind keine besseren Menschen. Man kann Liebe oder Glauben oder eine bestimmte Motivation nicht verordnen. Und die einschlägigen biblischen Texte (Lk 10, Mt 25) sprechen gegen eine theologische Überhöhung der Motivation diakonisch Handelnder. Andere Ansätze machten das diakonische Profil an der Qualität der sozialen Dienstleistung fest (diakonisches Plus, Proprium, Mehrwert gegenüber anderen Anbietern Sozialer Arbeit). Aber es ist in diesem Fall nicht sinnvoll, die eigenen Ansprüche durch Abgrenzung zu definieren. Viele christliche Werte (z.B. Menschenwürde) sind allgemeiner Standard. Wieder andere Ansätze machen das diakonische Profil an zusätzlichen spirituell-religiösen Aspekten der

Dienstleistung oder an einer spirituellen Unternehmenskultur fest. Nichts zu sagen ist gegen eine besondere Sensibilität für die religiösen Bedürfnisse der Adressatinnen und Adressaten, für ethische Dilemmata oder für Spiritualität als Kraftquelle für Mitarbeitende. Problematisch sind jedoch eine Missachtung der Unterscheidung zwischen implizitem und explizitem christlichen Handeln oder eine evangelistische Instrumentalisierung der Diakonie (vgl. Dietz 2015). Insgesamt hat sich mittlerweile – nicht durchgängig, aber tendenziell – eine Sichtweise durchgesetzt, nach der diakonisches Handeln nicht nur von christlich geprägten und überzeugten Mitarbeitenden geleistet werden kann und prinzipiell verwechselbar mit anderem helfenden Handeln sein darf (vgl. Künkel 2010, S. 10). Der Diskurs zum diakonischen Profil hat sich verlagert auf die diakonische Kultur oder die diakonische Identität von Organisationen. Hier gewinnen auch die Fragen nach guten Rahmenbedingungen Sozialer Arbeit und engagierter politischer Lobbyarbeit als diakonischen Kennzeichen an Bedeutung. Bei der Gestaltung diakonischer Identität kommt den Mitarbeitenden durchaus auch eine besondere Bedeutung zu. Jedoch sind die gängigen Konstrukte, die als Bindeglieder zwischen Mitarbeitenden und diakonischer Identität fungieren sollen – Kirchenzugehörigkeit, Religiosität, christliche Motivation, diakonische Fachlichkeit – problematisch (vgl. Horstmann 2011, S. 214). Ein Großteil der Mitarbeitenden arbeitet aus rein pragmatischen Gründen bei einem kirchlichen Arbeitgeber (vgl. Horstmann 2011, S. 126). In Ostdeutschland gehört bereits die Hälfte der diakonischen Mitarbeitenden keiner christlichen Kirche an, so dass sich christliche Bildungsarbeit sowie die Schaffung von Räumen zur differenzierten eigenen Auseinandersetzung mit der christlichen Tradition zu wichtigen Aspekten diakonischer Profilbildung entwickelt haben. Die Mitarbeitendenschaft ist keine Glaubensgemeinschaft

(vgl. Arnold / Bonchino-Demmler / Evers / Hußmann / Liedke 2017, S. 216-218). Gleichwohl können die meisten Mitarbeitenden durchaus reflektierte Angaben zu ihrem theologischen Selbstverständnis machen.

## **2. Theologische Begründungen diakonischer Arbeit**

In der Regel werden eine Kirchengemeinde oder ein diakonischer Träger angesichts einer Situation, die Handlungsbedarf erzeugt, aktiv, ohne dass im Vorfeld ein Bedarf an theologischen Überlegungen besteht. Die theologische Deutung kirchlicher Praxis erfolgt meist sekundär. Jede theologische Begründung der Diakonie kann von ihrem Wesen her „immer nur ein nachgehendes, versuchsweises [...] Unternehmen sein kann, [...] weil eben Diakonie in der ‚Lebendigkeit‘ der Gemeinde Jesu Christi begründet ist. Das erklärt auch, warum es unterschiedliche theologische Begründungen gibt [...], sie haben nur die versuchsweise Bedeutung, die diakonische Verantwortung der Christen zu stützen, sie mit den Mitteln der Erzählung und der Ermahnung wieder auf den Weg zu bringen und ihr neue Wege zu eröffnen“ (Ringeling 2006, S. 109). Angesichts des Trends, das Diakonische am diakonischen Handeln nicht mehr an besonderen äußeren Merkmalen festzumachen, wird die Dimension der theologischen Deutung helfenden Handelns wohl immer wichtiger. Theologische Begründungen diakonischen Handelns sind unverzichtbar im Blick auf die Selbstvergewisserung der Handelnden sowie der Träger, im Blick auf die Orientierung, die Prioritätensetzung und Profilierung angesichts einer Konkurrenz um begrenzte Ressourcen sowie im Blick auf die Strategieentwicklung von Kirchengemeinden und diakonischen Trägern. Dabei ist die Pluralität der Begründungsansätze kein Problem, sondern sie ist legitim und sinn-

voll. Verschiedene Begründungsansätze schließen sich nicht gegenseitig aus, sondern sie korrigieren und ergänzen sich gegenseitig, da jeder Ansatz spezifische Akzente setzt (vgl. Dietz 2019a, S. 14).

In seinem Aufsatz „Theologische Begründungen der Gemeinwesendiakonie“ von 2019 zählt Alexander Dietz 35 mögliche theologische Begründungen speziell gemeinwesendiakonischen Handelns auf und teilt diese systematisch ein in schöpfungstheologische (Menschenwürde), christologische (Option für Arme), soteriologische (Versöhnung), ekklesiologische (Kirche für andere), eschatologische (Reich Gottes), individualethische (Nächstenliebe), sozial-ethische (gesellschaftliche Verantwortung, Gerechtigkeit), diakoniewissenschaftliche (Kirche und Diakonie, Teilhabe), missi-onswissenschaftliche (Kirche mit anderen), oikodomische (Gemeindeaufbau), religionspädagogische (Bildungsauftrag), homiletische (Zielgruppenorientierung) und poimenische (Alltagsseelsorge) (vgl. Dietz 2019a). An dieser Zusammenstellung orientieren sich auch die Antwortmöglichkeiten der empirischen Studien zum theologischen Selbstverständnis gemeinwesendiakonischer Akteurinnen und Akteure, deren Ergebnisse in diesem Beitrag dargestellt werden. In diakonischen Texten, beispielsweise Leitbildern, besteht oft die Gefahr, dass theologische Begründungen diakonischen Handelns floskelhaft im Sinne einer „theologischen Lückenfüllung“ (Horstmann 2011, S. 171) oder „ideologischen Legitimierung des Faktischen“ (Haas 2006, S. 511) instrumentalisiert werden. Mitarbeitende nehmen dies sensibel wahr, aber unterscheiden individuell durchaus zwischen aus ihrer Sicht überzeugenden und weniger überzeugenden theologischen Ansätzen.

### **3. Empirische Untersuchungen gemeinwesendiakonischer Projekte und Arbeitsbereiche**

In diesem Beitrag werden die Ergebnisse zweier empirischer Untersuchungen im Blick auf das Thema des theologischen Selbstverständnisses ausgewertet: Die Evaluation der gemeinwesendiakonischen DRIN-Projekte der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) und die Evaluation des gemeinwesendiakonisch profilierten Arbeitsbereichs Kirchenkreissozialarbeit der Hannoverschen Landeskirche. Martin Horstmann und Elke Neuhausen haben Gemeinwesendiakonie maßgeblich definiert als „gemeinsame Strategie von verfasster Kirche und organisierter Diakonie, bei der kirchliche und diakonische Einrichtungen im Stadtteil mit weiteren Akteuren kooperieren. Ziel ist es, Quartierseffekte zu erzielen“ (Horstmann / Neuhausen 2010, S. 1). In den 1970er Jahren erlebte die Gemeinwesenarbeit im kirchlichen Bereich eine Blütezeit. In den 1980er und 1990er Jahren verlor der gemeinwesenorientierte Ansatz – dem veränderten Zeitgeist geschuldet – in der Kirche zunächst wieder an Relevanz. Aber im Jahr 2007 veröffentlichte der Diakonie-Bundesverband ein Positionspapier mit dem Titel „Handlungsoption Gemeinwesendiakonie“. Und seitdem – nicht zuletzt auch durch das Bund-Länder-Programm „Soziale Stadt“ – erlebt das Thema Gemeinwesenarbeit unter der Bezeichnung „Gemeinwesendiakonie“ einen regelrechten Boom im kirchlichen Bereich. Seit 2011 läuft das ökumenische Kooperationsprojekt „Kirche findet Stadt“, bei dem an über 1.200 Projektstandorten gemeinwesendiakonisch experimentiert wird. Nach und nach bewilligen die einzelnen Landeskirchen beträchtliche finanzielle Mittel für Projekte, die Kirchengemeinden und diakonischen Trägern Anreize dazu geben sollen, gemeinwesendiakonisch aktiv zu werden (vgl. Dietz 2019a, S. 11ff.).

Ein solches Projekt ist das DRIN-Projekt („Dabei sein – Räume entdecken – Initiativ werden – Nachbarschaft leben“) der Diakonie Hessen und der EKHN. Drei Jahre lang (2016-2018) wurden 28 lokale Projekte mit insgesamt 3 Millionen Euro gefördert. Inhaltlich sind diese Projekte äußerst vielfältig. So ermöglicht beispielsweise der „Einkaufsbus Waldkolonie“ in Darmstadt älteren, in der Mobilität eingeschränkten Menschen durch einen Fahrdienst von freiwillig Engagierten wieder ein eigenständiges Einkaufen sowie Gelegenheiten zur Begegnung und zu gemeinsamen Aktivitäten. Oder in Dillenburg eröffnete eine Fahrrad- und Mitmach-Werkstatt, in der insbesondere Geflüchtete sowie sozial benachteiligte Familien Aktiv-Punkte sammeln und Werkzeuge ausleihen können, aber dadurch auch Zugang zu einem Eltern-Kind-Café und Angeboten des Evangelischen Familienzentrums erhalten. Alle Projekte sollten die Zusammenarbeit zwischen Kirche und Diakonie verbessern, gemeinwesenorientierte Handlungsprinzipien (beispielsweise Bedarfsorientierung oder Aktivierung) im kirchlichen und diakonischen Handeln verankern und zur Armutsbekämpfung vor Ort beitragen. Von Anfang an war für die Projektverantwortlichen eine professionelle, wissenschaftliche und interdisziplinäre Evaluation des Projekts unverzichtbar. Durchgeführt wurde diese Begutachtung schließlich projektbegleitend von einem vierköpfigen Team von Wissenschaftlern unter der Leitung von Alexander Dietz, Professor für Diakoniewissenschaft an der Hochschule Hannover, und Andreas Schröer, Professor für Organisationspädagogik an der Universität Trier. Quantitative Daten wurden durch einen umfangreichen Online-Fragebogen sowie eine Analyse der Projektanträge und Projektberichte erhoben. Qualitative Daten wurden durch Projektbesuche, leitfadengestützte Interviews sowie Gruppendiskussionen gesammelt. Es handelt sich wohl um die bisher umfassendste

Evaluation gemeinwesendiakonischer Projekte. Die Evaluation erbrachte zahlreiche interessante Ergebnisse: Das Potenzial gemeinwesendiakonischer Ansätze im Blick auf die Aktivierung – auch kirchenferner – freiwillig Engagierter und Nutzender, die Erreichung unterschiedlicher Zielgruppen, die Bekämpfung sozialer Armut oder die Verbesserung der Zusammenarbeit von Kirche und Diakonie konnte empirisch ebenso belegt werden wie die Bedeutung einer Unterstützung durch ein gut ausgestattetes Projektbüro, einer professionellen Öffentlichkeitsarbeit oder eines hauptamtlichen Freiwilligenmanagements als Erfolgsfaktoren (vgl. Dietz / Schröer / Händel / Wegner 2019, S. 2-4). Aber über vergleichbare Studien hinausgehend wurden auch die theologischen Motive und Selbstverständnisse der Akteurinnen und Akteure detailliert erhoben. Diese Ergebnisse stehen im Fokus dieses Beitrags.

Die Kirchenkreissozialarbeit ist ein vielfach unterschätztes Arbeitsfeld in der Hannoverschen Landeskirche. Dabei ist die Kombination der Schwerpunkte Allgemeine Sozialberatung, politische Arbeit und vor allem Gemeinwesendiakonie ein altbewährtes und zugleich zukunftsweisendes Modell regionaler kirchlich-diakonischer Arbeit. Nachdem die letzte systematische Evaluation des Arbeitsfeldes 40 Jahre zurücklag, beauftragte die Diakonie Niedersachsen Alexander Dietz, Professor für Diakoniewissenschaft an der Hochschule Hannover, und sein Forschungsteam (bestehend aus Kolleginnen und Kollegen sowie Studierenden), dieses gemeinwesendiakonisch profilierte Berufsfeld zu untersuchen. In den Jahren 2018 und 2019 wurden zahlreiche Daten erhoben und ausgewertet (Dokumentenanalyse, quantitative Befragung, teilnehmende Beobachtung sowie qualitative Interviews). Auch diese Evaluation erbrachte zahlreiche interessante Ergebnisse: Damit gemeinwesendiakonische Arbeit

gemäß dem Auftrag geleistet werden kann, bedarf es einer Entlastung von Verwaltungstätigkeiten sowie einer Bearbeitung des schwieriger werdenden Verhältnisses zur Kirche vor Ort (vgl. Dietz 2019b). Die theologischen Motive der Stelleninhaberinnen und Stelleninhaber wurden auch schon in der letzten Evaluation abgefragt, so dass hier ein zeitlicher Vergleich möglich ist. Die theologische Begründung der eigenen Arbeit wurde erstmals erhoben. Diese Ergebnisse werden in diesem Beitrag dargestellt.

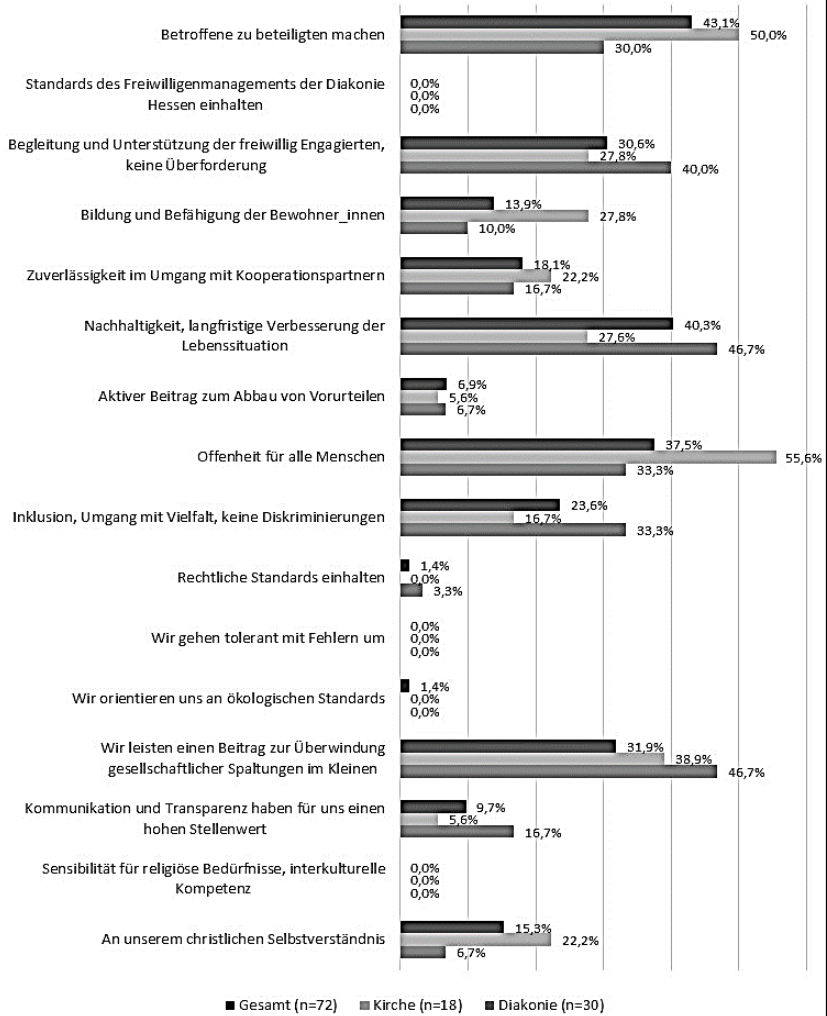
#### **4. Motive und Haltungen diakonischer Akteurinnen und Akteure**

Die Evaluation der DRIN-Projekte zeigt im Blick auf die Motive und Haltungen der Akteurinnen und Akteure zwar eine große Vielfalt, jedoch auch weitgehende Gemeinsamkeiten. Insgesamt finden sich sowohl klassisch-sozialarbeiterische als auch theologische Motive und Haltungen, sodass man in der Zusammenschau von einem ausgeprägten gemeinwesendiakonischen Profil sprechen kann. Grundsätzlich gibt es dabei eine hohe Übereinstimmung zwischen Verantwortlichen diakonischer Träger und aus Kirchengemeinden. Allerdings wird die Betonung von Sozialanwaltschaft (Diakonie 50%; Kirche 33,3%) und der Professionalität (Diakonie 66,7%; Kirche 50%) bei diakonischen Trägern als wichtiger angesehen. Demgegenüber spielt die Betonung von Nächstenliebe und Menschenwürde (Kirche 61,1%/88,9%; Diakonie 40%/73,3%) ebenso wie die explizit christliche Motivation der Mitarbeitenden (Kirche 50%; Diakonie 13,3%) und das Vorhandensein explizit religiöser Angebote (Kirche 33,3%; Diakonie 10%) in den Kirchengemeinden eine wichtigere Rolle. So lässt sich trotz allgemeiner Kongruenz sagen, dass sozialarbeiterische Haltungen tendenziell höhere Zustimmung



bei diakonischen Trägern finden, während explizit theologische Motive auf kirchlicher Seite etwas stärker vertreten sind. Wie bereits in der quantitativen Untersuchung deutlich wird, spielen sozialarbeiterische Haltungen und Standards insgesamt eine große Rolle, während im Blick auf Auftrag und Begründungen eher theologisch argumentiert wird. Dies wird durch die Ergebnisse der qualitativen Untersuchung noch verdeutlicht. Hierbei spielen verschiedene professionsethische, sozialarbeiterische Aspekte eine wichtige Rolle, wie die Orientierung am Menschen (*„Der Mensch gewinnt - also wenn der Mensch gewinnt, das ist ja die eigentliche Motivation.“*), Professionalität (*„[...] ich war zehn Jahre als Schuldnerberater [...] – ich mein, ich hab’s zehn Jahre gemacht – ich hab zehn Jahr auch professionelle Distanz da eingeübt“*) oder Empowerment (*„Dass man sich im Prinzip unsichtbar macht, beziehungsweise zumindest keine Abhängigkeiten schafft“*) (vgl. Dietz / Schröer / Händel / Wegner 2019, S. 75-79).

Bitte wählen Sie aus folgenden Möglichkeiten die treffendsten drei Aspekte, an denen sich die diakonische Arbeit in Ihrem Gemeinwesen leitet und orientiert (Frage 35, n=72)

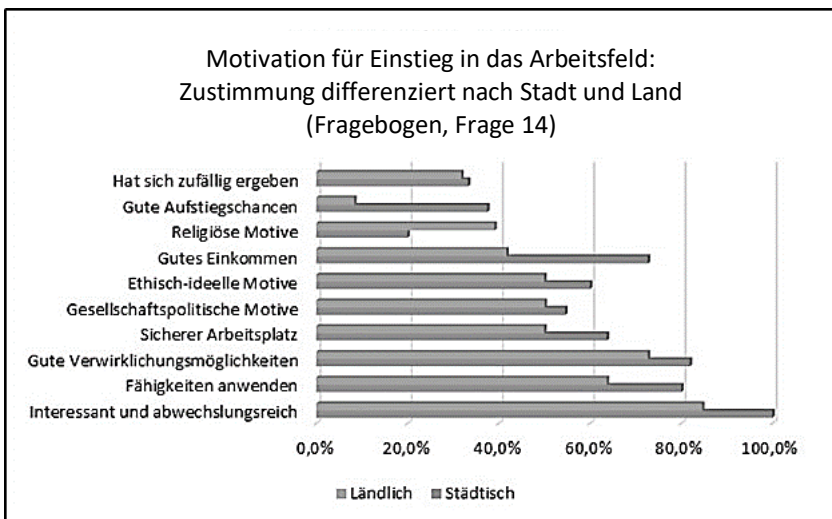


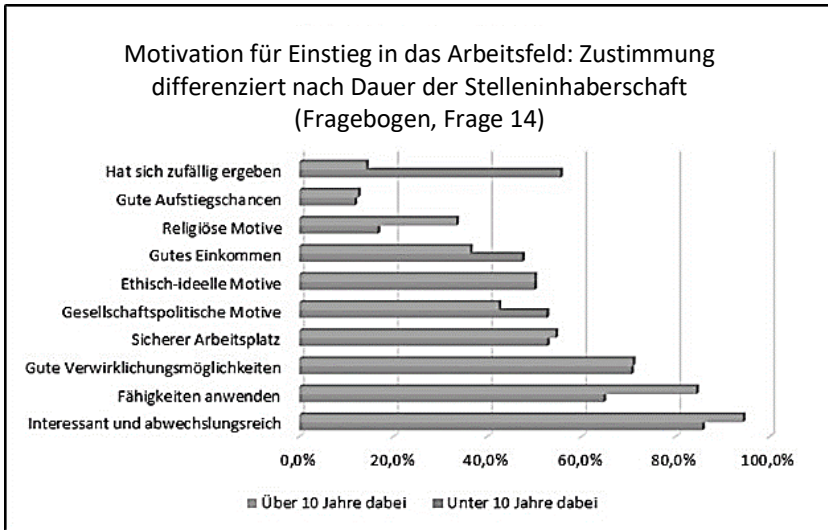
Die Evaluation der Kirchenkreissozialarbeit zeigt im Blick auf die Motive und Haltungen der Akteurinnen und Akteure sogar noch eindeutiger Ergebnisse. Die Antworten der Kirchenkreissozialarbeiterinnen und Kirchenkreissozialarbeiter auf die Frage, worin der Auftrag der Sozialen Arbeit in der Kirche besteht, zeigen, dass der Auftrag zwar durchaus als vielfältig, jedoch nicht als beliebig gedeutet wird. Die sieben Top-Antworten zur Frage nach dem Auftrag der Sozialen Arbeit der Kirche liegen dicht beieinander und erreichen vor 40 Jahren ebenso wie heute Werte zwischen 80 % und 100 %: „Betroffene zu eigenen Aktivitäten motivieren und befähigen“ (98,1 %), „Beitrag leisten zur Veränderung diskriminierender gesellschaftlicher Normen“ (96,4 %), „Diakonischen Auftrag erfüllen“ (96,2 %), „Konflikte und Ungerechtigkeiten sichtbar machen“ (94,6 %), „Sozialanwaltschaftlich eintreten für Benachteiligte“ (94,4 %), „Persönliche Hilfe gewähren (beraten, trösten, vermitteln)“ (92,5 %) und „Ganzheitliche Hilfe anbieten“ (86,8 %). Zustimmungswerte unter 50 % erhalten die Aussagen „Beitrag leisten zur Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Normen“, „Ergänzende Hilfe für öffentliche Soziale Arbeit leisten“, „Der Erwartungen der Kirchenmitglieder in Bezug auf soziale Hilfen gerecht werden“ und „Materielle Sicherheit der Betroffenen garantieren“. Die größte Diskrepanz zwischen den Antworten von 1978 und 2018 besteht bei der Aussage „Beitrag leisten zur Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Normen“, die damals nur eine Zustimmung von 2,1 % erhielt, heute dagegen immerhin eine Zustimmung von 49,0 %. Wahrscheinlich dürfte für die damalige Ablehnung der Aussage ein größerer Einfluss kritischer politischer Theorien im Hochschulstudium eine Rolle gespielt haben.



Auf die Frage nach den damals entscheidungsleitenden Motiven für den Einstieg in gerade dieses Arbeitsfeld geben die Kirchenkreissozialarbeiterinnen und Kirchenkreissozialarbeiter unterschiedliche Antworten. Die überwiegende Mehrheit kann dabei folgenden drei Aussagen zustimmen: „Interessanter und abwechslungsreicher Arbeitsbereich“ (91,1 %), „Besonders gute Möglichkeiten, meine Vorstellungen von Sozialer Arbeit zu verwirklichen“ (77,5 %) und „Besonders gute Möglichkeiten, meine (beruflichen) Fähigkeiten anzuwenden“ (70,9 %). Im städtischen Bereich werden das Einkommen und die Aufstiegschancen positiver bewertet als im ländlichen Bereich (72,8 % und 37,5 % gegenüber 41,7 % und 8,4 %). Religiöse Motive spielten im ländlichen Bereich beim Einstieg in das Arbeitsfeld eine wesentlich größere Rolle als in der Stadt (39,1 % gegenüber

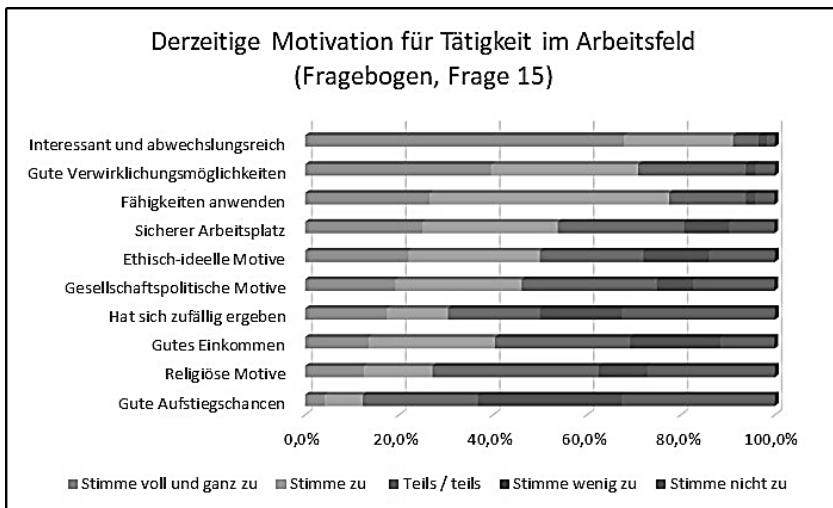
20 %). Bei denjenigen, die ihre Stellen seit über zehn Jahren innehaben, spielten religiöse Motive für den Einstieg in das Arbeitsfeld eine wichtigere Rolle als für die Mitarbeitenden, die erst kürzer dabei sind (33,4 % gegenüber 16,7 %). Dafür geben wesentlich mehr neuere Kolleg\_innen an, dass sich der Einstieg in das Arbeitsfeld zufällig ergeben habe, als langjährige Mitarbeitende (55,5 % gegenüber 14,2 %).

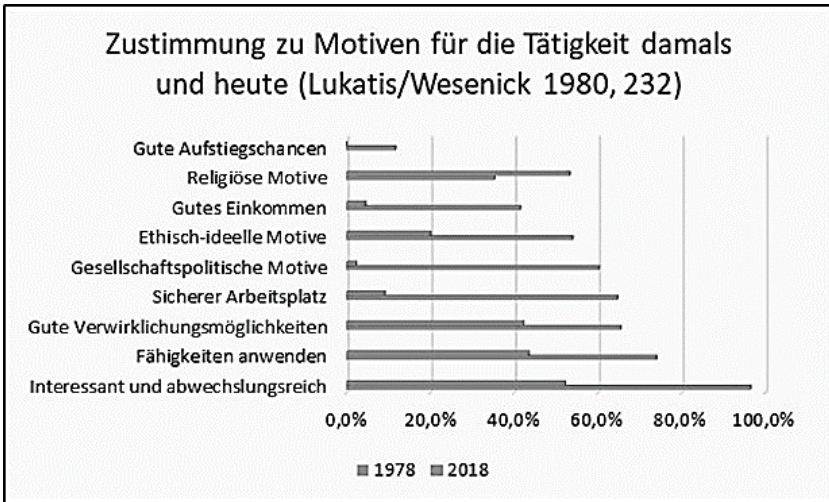




Die Motivlage scheint sich während des Berufslebens kaum zu verändern, jedenfalls sind die Zustimmungswerte zu den einzelnen Antwortmöglichkeiten bei der Frage nach den Motiven zum Berufseinstieg nahezu identisch mit den Zustimmungswerten bei der Frage nach der derzeitigen Motivation für die Tätigkeit im Arbeitsfeld. Die höchsten Zustimmungswerte erhielten auch im Blick auf die derzeitige Motivation die Antwortmöglichkeiten „Interessanter und abwechslungsreicher Arbeitsbereich“ (96,5 %), „Besonders gute Möglichkeiten, meine (beruflichen) Fähigkeiten anzuwenden“ (73,6 %) und „Besonders gute Möglichkeiten, meine Vorstellungen von Sozialer Arbeit zu verwirklichen“ (65,4 %). Offensichtlich ist eine große individuelle Freiheit bei der Gestaltung der Aufgaben ein Kennzeichen des Arbeitsfelds, das von den Stelleninhaber\_innen geschätzt wird. Die als schlecht wahrgenommenen Aufstiegschancen könnten ein Grund für das verbreitete Gefühl fehlender Anerkennung sein. Interessant ist der Vergleich mit den Antworten auf

die entsprechende Frage im Rahmen der Arbeitsfeldanalyse von 1978. Damals waren religiöse Motive für die Mehrheit entscheidend für ihre Tätigkeit als Kirchenkreissozialarbeiterinnen und Kirchenkreissozialarbeiter mit 51,1 % (heute 35,5 %), während alle anderen Aspekte deutlich weniger Zustimmung fanden als heute (vgl. Dietz 2019b, S. 29-32).



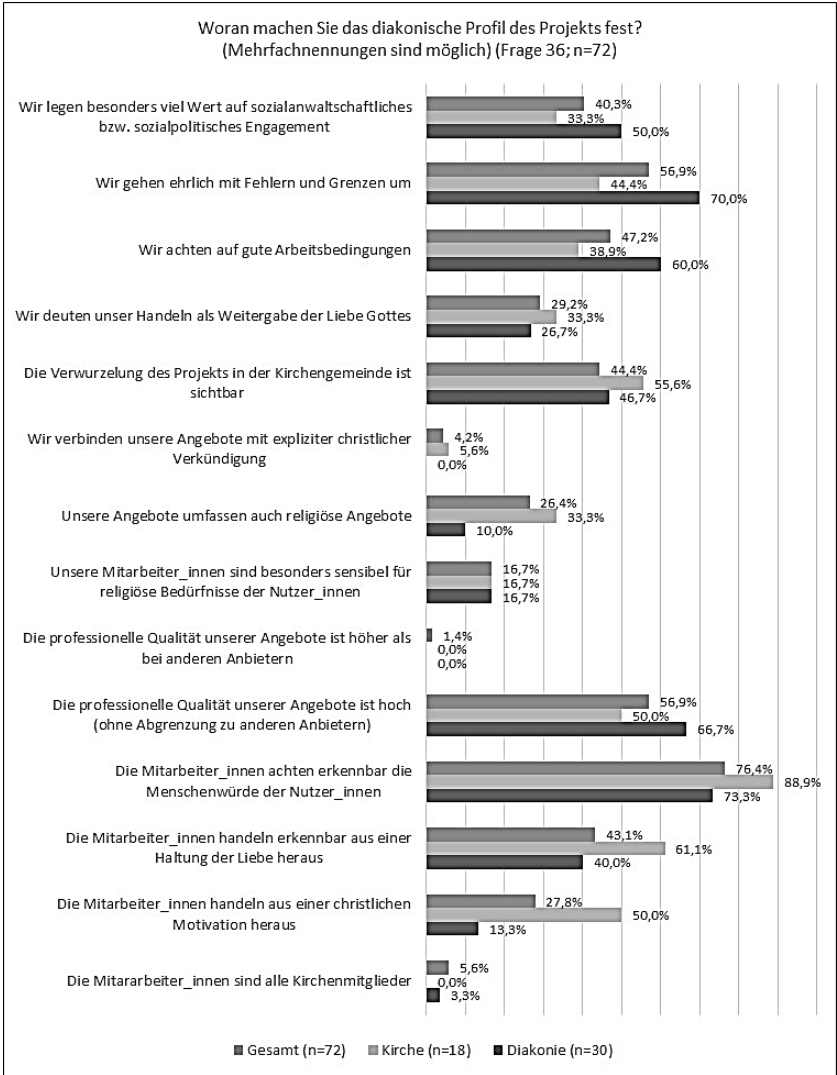


## 5. Theologisches Selbstverständnis und Deutungen diakonischer Arbeit der Akteurinnen und Akteure

Die Evaluation der DRIN-Projekte erbringt im Blick auf das theologische Selbstverständnis und die Deutungen diakonischer Arbeit der Akteurinnen und Akteure detaillierte Ergebnisse. Während ein explizit theologisches Selbstverständnis und entsprechende Begründungen in den Projektanträgen sowie den Zwischen- und Abschlussberichten der Projekte kaum eine Rolle spielen (nur in vier von 28 Projekten werden explizit theologische Aspekte genannt), wird sowohl in der quantitativen und noch stärker der qualitativen Untersuchung deutlich, dass ein theologisches, sozialarbeiterisches und in der Zusammenschau gemeinwesendiakonisches Selbstverständnis bei den Akteuren – insbesondere in Leitungsfunktion der Projekte – eine wichtige Rolle spielt (118 Nennungen in den Interviews/ 33 Allgemein, 52 Theologisch, 33 Sozialarbeiterisch). In diesem Zusammenhang ist festzuhalten, dass sich die Projekte in der



Mehrheit positiv oder sehr positiv auf das theologische Selbstverständnis in den beteiligten Kirchengemeinden (59,4%) und noch mehr der Diakonie (65,6%) ausgewirkt hat. Negative Auswirkungen auf das Selbstverständnis wurden überhaupt nicht genannt. Bei der Frage nach dem diakonischen Profil der Projekte werden häufig allgemeinere Begründungen (Menschenwürde 76,4%, Nächstenliebe 43,1%), die hohe Qualität der Angebote (56,9%, sowie Umgang mit Fehlern 56,9%, Arbeitsbedingungen 47,2%) und die Bedeutung von Sozialanwaltschaft (40,3%) genannt. Dass sich das diakonische Selbstverständnis an der Kirchenmitgliedschaft der Mitarbeitenden (5,6%) zeigen müsse, wird ebenso selten genannt wie die Abgrenzung zu anderen Anbietern vergleichbarer Angebote (1,4%). Vom unangemessenen Konzept einer diakonischen Profilierung durch Abgrenzung wird also Abstand genommen, was eine hohe Öffnung und Anschlussfähigkeit zur Vernetzung mit anderen und in die Gesellschaft ermöglicht (vgl. Rügger / Sigrist 2011, S.124). Explizit religiöse Aspekte spielen ebenfalls nur eine untergeordnete oder marginale Rolle (religiöse Angebote 28,4%, christliche Motivation der Mitarbeitenden 27,8%, religiöse Sensibilität 16,2% sowie christliche Verkündigung 4,2%).



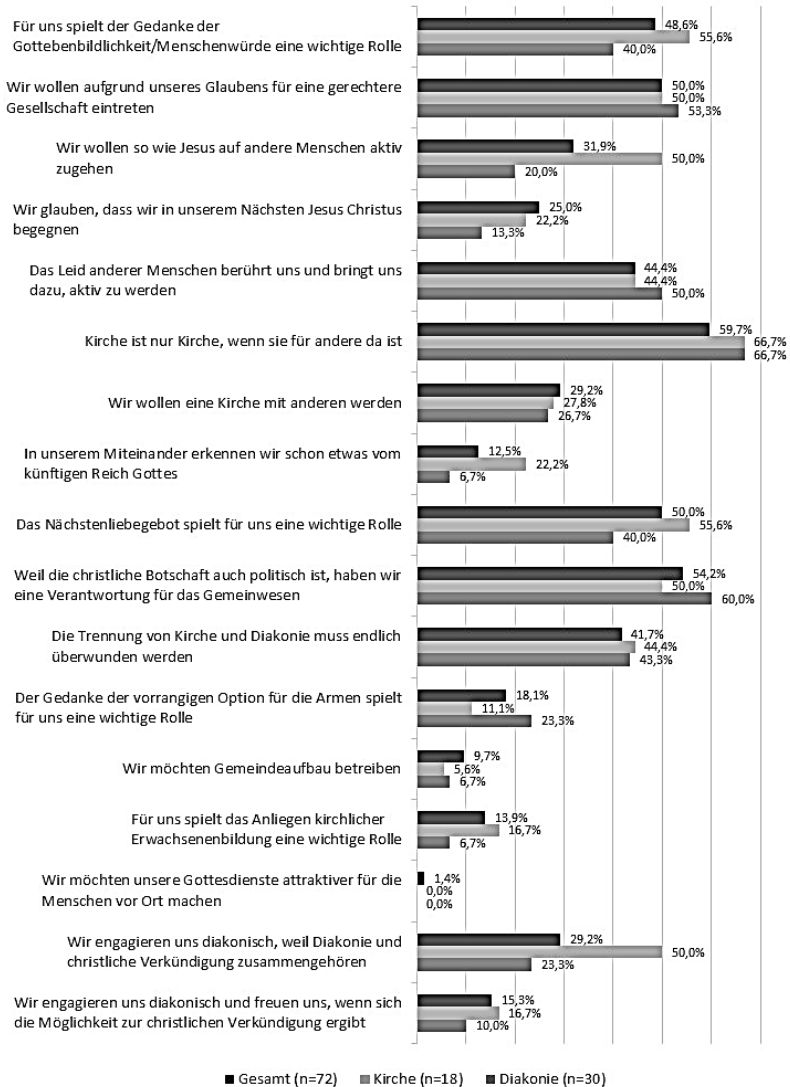
Die christliche Anthropologie spielt in Form der Menschenwürde bei den theologischen Begründungen gemeinwesendiakonischer Arbeit für die Akteurinnen und Akteure eine wichtige Rolle (48,6%). Darüber hinaus erhielten theologisch-ethische Begründungen, wie die Anteilnahme am Leid der Menschen (44,4%), die Relevanz der christlichen Botschaft von Gerechtigkeit in Gesellschaft (50%) und Gemeinwesen (54,2%) sowie die Überwindung der Trennung von Kirche und Diakonie (41,7%) hohe Zustimmung. Als wichtigste theologische Begründung gilt das auf die ekklesiologische Perspektive zielende Bonhoeffer-Zitat „Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist“ (59,7 %), mit der sich etwa doppelt so viele Projektverantwortliche identifizieren als mit der (beteiligungsorientierten) Formulierung „Kirche mit anderen“ (29,2%). Spezifischer an der Kirchengemeinde orientierte Aussagen zum Gemeindeaufbau (9,7%), attraktivere Gottesdienste (1,4%) und die Möglichkeit zu expliziter christlicher Verkündigung (15,3%) finden nur wenig Wiederhall, wobei die größere Zustimmung zur Aussage, dass Diakonie und christliche Verkündigung zusammengehören (29,2%), offenbar implizit-praktische Formen von Verkündigung bzw. Zeugnis im Blick hat. Bei einem differenzierten Blick wird deutlich, dass es auch bei den theologischen Begründungen eine hohe Übereinstimmung zwischen Diakonie und Kirche gibt – insbesondere im Blick auf die Aussage Kirche für andere (je 66,7%) und in Bezug auf die gesellschaftliche Verantwortung für Gerechtigkeit sowie die Überwindung der Trennung von Diakonie und Kirche. Gleichzeitig gibt es auf kirchlicher Seite eine höhere Zustimmung zum Nächstenliebegebot/Gottesebenbildlichkeit (Kirche jeweils 55,6%; Diakonie jeweils 40%) und zur Zusammengehörigkeit von Diakonie und christlicher Verkündigung (Kirche 50%; Diakonie 23,3%), wohingegen

tendenziell die Zustimmung zu politischen Aspekten der christlichen Botschaft bei diakonischen Verantwortungsträgerinnen und Verantwortungsträger etwas höher ist. In der Gesamtschau lässt sich somit festhalten, dass theologische Begründungen für das Selbstverständnis in den Projekten sehr bedeutsam sind. Hierbei spielen vor allem die gesellschaftliche Öffnung und Relevanz der Kirche sowie ihr Engagement für soziale Gerechtigkeit eine bedeutende Rolle, wohingegen traditionell parochial gedachte Gemeindeorientierung nur schwache Zustimmung erhält.

Noch differenzierter wird die Bedeutung des theologischen Selbstverständnisses in der Betrachtung der qualitativen Untersuchung. Hohe Bedeutung haben allgemeinere Begründungen wie das Nächstenliebegebot (*„Ja, die christliche Nächstenliebe ist ja ein Begriff, aber ich überlege gerade, ob ich das auch so gemacht hätte, wenn ich nicht Christ wäre, aber das kann ich mir halt nicht vorstellen. Also von daher würde ich das auf jeden Fall auch schon aus diesem Aspekt sehen, aus der christlichen Nächstenliebe heraus“*), die Gotteskindschaft aller sowie die Menschenwürde (*„[...] das auch für mich an – an der christlichen Botschaft vorbei geht. Wir haben ne gemeinsame Gotteskindschaft und es geht darum, dass wir uns als gemeinsame – als gleichwertige Kinder Gottes erkennen und entsprechend unsere Gemeinschaft organisieren“*). Allerdings wird Gemeinwesendiakonie sehr wohl auch als Gemeindeaufbaustrategie verstanden, jedoch nicht in Bezug auf quantitatives (mehr Mitglieder/Gottesdienstbesuchende), sondern vielmehr qualitatives Gemeindegewachstum (Gemeindeprofil, Verantwortung für die Stadt). Es wird zudem deutlich, dass der christliche Glaube als bedeutsamer Hintergrund für das eigene Handeln verstanden wird. Neben den bisher genannten sozialarbeiterischen Haltungen und theologischen Standards überwiegt allerdings ein Selbstverständnis, das am besten als gemeinwesendiakonisches Profil bezeichnet werden kann. Grundsätzlich wird

dieses gemeinwesendiakonische Profil dadurch deutlich, dass stark vom Auftrag und der Verantwortung der Kirche für andere („*Also ich würd mir mehr sowas wünschen, dass die Kirche sich wirklich öffnet, auch ihre Räume öffnet, auch ma irgendwie für unkirchliche Sachen zur Verfügung stellt, auch für Menschen, die jetzt ma nix mit der Kirche am Hut haben und das einfach auch mal zulässt*“), und somit von der Kirchengemeinde her für den eigenen Sozialraum gedacht wird („*Und toll finde ich halt - nochmal ganz kurz - dass wir das wirklich also über den Kirchturm hinweg. Ja, das find ich einen - also mich nervt das schon - seit ich Pfarrerin bin, nervt es mich, dass man immer nur für die eigene - als eigenes Gemeindegebiet. Und das wird - und wir wissen, dass die Gemeinden immer irgendwie entstanden sind und dass die dem, wie es dann so - also dem Viertel also gar nicht gerecht werden*“). Deutlich wird aus dem Selbstverständnis der Projektverantwortlichen, dass diakonisches Handeln Teil der Kirche ist und somit organisierte Diakonie und verfasste Kirche zusammengehören und deren Trennung zu überwinden ist („*[...] für mein eigenes theologisches Verständnis – Diakonie als Wesensform der Kirche ist für mich – Kirche ohne Diakonie ist für mich undenkbar*“). Kirche zeigt sich vor allen Dingen in ihrem Handeln.

Welcher der genannten Aspekte trifft für Sie die theologische Begründung  
gemeinwesendiakonischer Arbeit in ihrem Projekt besonders gut?  
(Mehrfachnennungen sind möglich) (Frage 38; n=72)



Im Laufe der Projektförderung hat sich für einen Großteil der Projekte die Gelegenheit ergeben, das theologische Selbstverständnis zu reflektieren. In der Regel geschah dies im Rahmen der Projektkonzeption (41,7%). In einem kleineren Teil der Projekte (22,2%) wurde das Selbstverständnis während der Durchführung des Projektes reflektiert. Anlässe hierfür waren vor allem Teile der Konzeption, Teilangebote oder Impulse durch Teilnehmende. Während kirchliche Verantwortliche vor allem im Vorfeld des Projektes ihr Selbstverständnis reflektierten (44,4%; Diakonie 33,3%), geschah dies bei Verantwortlichen aus der Diakonie häufiger situativ, während des Projektes (30%; Kirche 16,7%). Insgesamt wird deutlich, dass das Handeln und Wirken in den Projekten das Selbstverständnis der Beteiligten beeinflusst und verändert hin zu einem gemeinwesendiakonischen Profil (vgl. Dietz / Schröer / Händel / Wegner 2019, S. 76-87).

In einer Vertiefung lohnt es sich nun, die Bedeutung gemeinwesendiakonischer Selbstverständnisse in unterschiedlichen kirchlich-diakonischen Projekten zu betrachten. Zu unterscheiden ist zunächst zwischen personalen und organisationalen Profilen. In einigen Projekten sind es besonders sogenannte Entrepreneurinnen und Entrepreneurere (vgl. Horstmann / Neuhausen 2010, S. 13ff), die über ein ausgeprägtes gemeinwesendiakonisches Selbstverständnis verfügen. Bei einigen ist die Bedeutung der kirchlich-diakonischen Zusammenarbeit im Vordergrund, bei anderen ist es eher das gemeinwesenorientierte Handeln mit anderen bzw. die Verbesserung im Quartier. Wenngleich beides theologisch wie sozialarbeiterisch begründbar ist, werden bei ersteren eher theologische Deutungen genannt, während letztere vorrangig sozialarbeiterisch argumentieren. Bei anderen Projekten bestehen ausgeprägte organisationale Profile von Kirchengemeinden oder diakonischen Einrichtungen. Dabei

werden verschiedene Ausprägungen deutlich. Es fällt auf, dass in einigen Projekten eine ausführliche Auseinandersetzung mit dem eigenen sozialarbeiterischen, aber vor allem theologischen Profil geschieht und die Reflexion eine hohe Relevanz für das eigene Handeln und insbesondere die Zusammenarbeit mit verfasster Kirche bzw. organisierter Diakonie erhält. In anderen Projekten wird trotz expliziter Nachfrage nicht näher auf zugrundliegende Haltungen oder Motivationen eingegangen. Wenngleich implizit aus den Interviews gewisse Selbstverständnisse deutlich werden, nehmen sie hier insgesamt einen eher marginalen Raum ein. Es wird eher pragmatisch gehandelt, was selbstredend auch als Selbstverständnis gedeutet werden kann, allerdings weniger auf dem Hintergrund theologischer oder sozialarbeiterischer Deutungsmuster. Bei jenen Kooperationspartnerinnen, für die ein gemeinwesendiakonisches Profil eine höhere Rolle spielt, sind zwei Unterscheidungen zu treffen. Die einen setzen sich im Laufe des Projektes intensiv mit ihrem Selbstverständnis auseinander (zu Projektbeginn oder im weiteren Verlauf), sie entwickeln also ein anlassbezogenes und handlungsorientiertes Profil. *„Die haben auch diese Idee mitgelebt – die leben wirklich Gemeinwesendiakonie“*. Bei anderen wurde bereits vor dem Projekt ein intensiver und langfristiger Identitätsfindungsprozess durchlaufen, auf dessen Grundlage gemeinwesendiakonisches Handeln und kirchlich-diakonische Kooperationen initiiert und entwickelt werden. *„Man hat sich damit beschäftigt und gemerkt: so denken wir, aber andere denken anders und wir müssten uns für das Denken der anderen öffnen. Also hat man sich doch entschieden für ein Familienzentrum. Und seitdem bestimmt das das Denken in der Kirchengemeinde, sensibel und verständnisvoll zu sein für das Denken und die Bedürfnisse von anderen“*. In einigen Fällen entwickeln die kooperierenden Kirchengemeinden und diakonischen



Einrichtungen im Laufe der Partnerschaft ein gemeinsames gemeinwesendiakonisches Profil, das sich in der Regel aus ausgeprägten theologischen und sozialarbeiterischen Selbstverständnissen zusammensetzt und in der Betonung des Miteinanders von Diakonie und Kirche eine fruchtbare Grundlage für nachhaltige Zusammenarbeit im Quartier bildet. *„Also um sichtbar zu machen, gemeinsam schafft man auch etwas. Das muss nicht einer alleine machen – die Diakonie steht nicht allein für Hilfestellung oder Kirche, sondern es gehören alle zusammen und wir gestalten das Gemeinwesen zusammen“*. Aus Perspektive der Resonanztheorie Rosas bringen sich hier beide Akteurinnen gegenseitig in der reflexiven Auseinandersetzung mit ihren Selbstverständnissen einerseits und der Begegnung mit Bewohnerinnen und Bewohnern sowie Gemeinwesen andererseits zum Schwingen (vgl. Rosa 2019, S. 281ff).

Auch in der Evaluation der Kirchenkreissozialarbeit wurde nach dem theologischen Selbstverständnis und nach Deutungen diakonischer Arbeit der Akteurinnen und Akteure gefragt. Im Blick auf das religiöse Selbstverständnis und die Haltung gegenüber der Kirche gibt es unter den Mitarbeitenden zwei unterschiedliche Gruppen. Die einen verstehen ihre sozialarbeiterische Tätigkeit als explizit christlich motiviert, die anderen als lediglich implizit christlich begründet. Die erste Gruppe betont die Zugehörigkeit der Diakonie zur Kirche, die zweite – größere – Gruppe identifiziert sich zwar mit der Diakonie, nicht aber mit der Kirche als Institution. In beiden Fällen stehen dahinter legitime theologische Deutungen von Diakonie als Wesens- und Lebensäußerung der Kirche. Bei der Frage nach persönlichen diakonischen Begründungen der Arbeit gibt es insgesamt eher wenig Zustimmung der Mitarbeitenden zu explizit theologischen Aussagen, aber viel Zustimmung zu politischen Implikationen der christlichen Botschaft. Die höchste Zustimmung

erhalten – sehr ähnlich wie bei der Evaluation der DRIN-Projekte – folgende drei diakonische Begründungen der Kirchenkreissozialarbeit: das Bonhoeffer-Zitat „Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist“ (61,4 %), „Weil die christliche Botschaft auch politisch ist, haben wir eine Verantwortung für die Gesellschaft“ (59,6 %) und „Der Gedanke der Gottebenbildlichkeit/Menschenwürde spielt eine wichtige Rolle“ (54,4 %). Es fällt auf, dass sich auch hier wieder mit der (etwas paternalistischen) Formulierung „Kirche für andere“ doppelt so viele Mitarbeitende identifizieren wie mit der (beteiligungsorientierten) Formulierung „Kirche mit anderen“, noch stärker ist dieser Unterschied ausgeprägt bei religiös motivierten, langjährigen und städtischen Kirchenkreissozialarbeiterinnen und Kirchenkreissozialarbeitern. Die hohe Bedeutung des christlichen Menschenbildes und des gesellschaftlichen christlichen Auftrags für die Mitarbeitenden entspricht genau den Schwerpunkten der theologischen Begründung der Kirchenkreissozialarbeit in der Rahmenkonzeption des Arbeitsfeldes des diakonischen Landesverbandes (Diakonisches Werk Niedersachsen 2016, S. 12).

### Persönliche diakonische Begründungen der Arbeit (Fragebogen, Frage 13)

	Alle	Städtisch	Ländlich	unter 10 Jahre dabei	über 10 Jahre dabei	religiöse Motivation	keine religiöse Motivat.
Der Gedanke der Gottebenbildlichkeit/Menschenwürde spielt eine wichtige Rolle	54,4%	41,7%	63,0%	27,3%	71,4%	82,4%	45,2%
Ich trete aufgrund meines Glaubens für eine gerechtere Gesellschaft ein	40,4%	33,3%	44,4%	27,3%	48,6%	64,7%	29,0%
Ich will so wie Jesus auf andere Menschen aktiv zugehen	7,0%	0,0%	11,1%	9,1%	5,7%	11,8%	3,2%
Ich glaube, dass ich in meinem Nächsten Jesus Christus begegne	12,3%	16,7%	14,8%	18,2%	8,6%	11,8%	9,7%
Das Leid anderer Menschen berührt mich und bringt mich dazu, aktiv zu werden	28,1%	25,0%	37,0%	9,1%	40,0%	47,1%	22,6%
Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist	61,4%	75,0%	51,9%	45,5%	71,4%	70,6%	58,1%
Ich wünsche mir, dass Kirche zu einer Kirche mit anderen wird	31,6%	33,3%	25,9%	27,3%	34,3%	23,5%	32,3%
In unserem Miteinander erkennen wir schon etwas vom künftigen Reich Gottes	7,0%	0,0%	7,4%	4,5%	8,6%	17,6%	3,2%
Das Nächstenliebegebot spielt für mich eine wichtige Rolle	50,9%	50,0%	55,6%	31,8%	62,9%	76,5%	38,7%
Weil die chr. Botschaft auch politisch ist, haben wir eine Verantw. für die Gesellschaft	59,6%	33,3%	59,3%	40,9%	71,4%	76,5%	54,8%
Trennung von Kirche und Diakonie muss endlich überwunden werden	40,4%	41,7%	44,4%	36,4%	42,9%	47,1%	32,3%
Gedanke der vorrangigen Option für die Armen spielt für mich eine wichtige Rolle	31,6%	41,7%	22,2%	9,1%	45,7%	41,2%	29,0%
Theologie/ Religion spielt für mich bei der Begründung meiner Arbeit keine Rolle	8,8%	16,7%	7,4%	18,2%	2,9%	5,9%	12,9%
Weiß nicht	3,5%	0,0%	3,7%	9,1%	0,0%	0,0%	6,5%

Bei der theologischen Frage danach, woran das diakonische Profil der eigenen Arbeitsstelle bzw. des Kirchenkreises festgemacht werden könnte, zeigen die Mitarbeitenden, dass sie sich überwiegend bereits mit theologischen Aspekten beschäftigt haben, eine eigene Position dazu vertreten (die Antwortmöglichkeit „weiß nicht“ wurde kaum gewählt) und dass diese Positionen mit aktuellen Trends der diakoniewissenschaftlichen Debatte erstaunlich gut korrelieren: Das diakonische Profil wird nicht an explizit religiösen Angeboten oder gar expliziter Verkündigung festgemacht. Es wird mit einer hohen Qualität des Angebots in Verbindung gebracht, ohne dass jedoch ein Vergleich mit oder eine Abgrenzung zu anderen Anbietern erfolgen muss. Schöpfungstheologisch-anthropologische

Kennzeichen erhalten die höchste Zustimmung (vgl. Rügger / Sigrüst 2011, S. 118) Vor allem verschiebt sich der Blickwinkel vom Individuum zur Struktur bzw. zu Organisationsmerkmalen (vgl. Moos 2018): gute Arbeitsbedingungen, ein ehrlicher Umgang mit Fehlern und Grenzen und ein hohes Gewicht auf sozialpolitisches bzw. sozialanwaltschaftliches Engagement (Vgl. Dietz 2019a, S. 79-87). In diesem Zusammenhang konnte eine weitere Beobachtung gemacht werden: Bei jüngeren Mitarbeitenden spielt theologische Reflexion eine weniger ausgeprägte Rolle (insgesamt weniger hohe Werte und größere Ablehnung einiger theologische Begründungen). Dies wird besonders in Bezug auf klassische Begründungen (Gottes Ebenbildlichkeit und Nächstenliebe), aber auch hinsichtlich politischer Aspekte und der Überwindung der Trennung von Kirche und Diakonie deutlich. Dagegen ist eine höhere Zustimmung zu einer partizipativen *Kirche mit anderen* (44,4 % bei <40jährigen versus 14,3 % bei >60jährigen) statt einer *Kirche für andere* (56,6 % versus 71,4 %) zu beobachten. Es scheint demnach generationale Veränderungen hinsichtlich theologischer Selbstverständnisse zu geben. Interessanterweise wirkt sich diese geringe Zustimmung zu eher traditionell-kirchlichen Überzeugungen jedoch nicht hemmend auf gemeinwesendiakonische Kooperationen aus – eher im Gegenteil sind jüngere Mitarbeitende etwas stärker in solchen Partnerschaften involviert. Es kann folglich angenommen werden, dass ältere Mitarbeitende mit ihren hohen theologischen mitunter überfordernden Ansprüchen (auch an verfasste Kirche) ihre Selbstverständnisse in Kirchengemeinden weniger realisiert sehen und davon enttäuscht sind. Schließlich wird aufgrund unterschiedlicher Selbstverständnisse seltener kooperiert. Andersherum agieren jüngere Mitarbeitende anstelle hoher theologischer Überzeugungen eher pragmatisch und gehen auf diesem Hintergrund Kooperationen ein. Dadurch

wird ihnen jedoch die theologische Reflexionsfähigkeit nicht abgesprochen.

## **6. Unterschiede zwischen Hauptamtlichen und freiwillig Engagierten beim theologischen Selbstverständnis**

Während die Evaluation der Kirchenkreissozialarbeit sich nur an hauptamtliche Akteurinnen und Akteure in einem gemeinwesendiakonisch profilierten Arbeitsfeld richtete, können bei der Evaluation der gemeinwesendiakonischen DRIN-Projekte die Antworten von Hauptamtlichen und freiwillig Engagierten miteinander verglichen werden. Weil von den 72 befragten Personen nur 6 zur Gruppe der freiwillig Engagierten gehörten, ist die Fallzahl zu klein für wirklich belastbare Schlussfolgerungen. Gleichwohl lassen sich durchaus Trends erkennen, die an dieser Stelle dargestellt werden sollen. Die folgenden Daten sind nicht im Evaluationsbericht enthalten. Bei den freiwillig Engagierten handelt es sich in diesem Fall überwiegend um kirchengemeindlich eingebundene Personen. Eine bewusste Reflexion des theologischen Selbstverständnisses während der Projektlaufzeit fand bei Hauptamtlichen und freiwillig Engagierten gemäß den Angaben gleichermaßen statt.

Aus Sicht der freiwillig Engagierten haben sich die Projekte allerdings noch positiver auf das theologische Selbstverständnis der Gemeinden ausgewirkt (66,6 % sehr positiv oder positiv) als aus Sicht der Hauptamtlichen (58,6 %). Bei der Auswahl der Aspekte, an denen sich die diakonische Arbeit orientiert, sind die Unterschiede bei den Antworten der Hauptamtlichen und der freiwillig Engagierten besonders stark. Während die freiwillig Engagierten die Verbesserung der Lebenssituation der Zielgruppe, den Anspruch der Betroffenenbeteiligung und das explizit christliche Selbstverständnis deutlich stärker betonen als die Hauptamtlichen (83,3 % zu 36,4 %;

66,7 % zu 40,9 %; 50,0 % zu 12,1 %), legen die Hauptamtlichen viel mehr Wert als die freiwillig Engagierten auf den Umgang mit Vielfalt, die Überwindung gesellschaftlicher Spaltungen und die Bildung der Adressatinnen und Adressaten (25,8 % zu 0,0 %; 33,3 % zu 16,7 %; 15,2 % zu 0,0 %).

Bei der Frage danach, woran das diakonische Profil der Projekte festgemacht wird, spielen für freiwillig Engagierte explizit theologische Aspekte eine wesentlich größere Rolle als für Hauptamtliche: „Die Mitarbeitenden handeln aus einer christlichen Motivation heraus“ (66,7 % zu 24,2 %), „Die Mitarbeitenden handeln erkennbar aus einer Haltung der Liebe heraus“ (66,7 % zu 40,9 %), „Unsere Angebote umfassen auch religiöse Aspekte“ (66,7 % zu 22,7 %), „Die Verwurzelung des Projekts in der Kirchengemeinde ist sichtbar“ (83,3 % zu 40,9 %). Umgekehrt ist die professionelle Qualität der Angebote für die Hauptamtlichen wichtiger als für die freiwillig Engagierten (59,1 % zu 33,3 %).

Gerade die Ergebnisse der qualitativen Interviews sind in diesem Zusammenhang spannend, schließlich wird hier nicht aus vorgegebenen Antworten ausgewählt, sondern es werden eigenständige Antworten formuliert. Auf diesem Hintergrund machen die Ergebnisse die hohe theologische Reflexions- und Sprachfähigkeit der Freiwilligen deutlich. Dabei sind Beobachtungen zu unterschiedlichen Gruppen von Engagierten zu machen.

Zunächst wird deutlich, dass explizit theologische Begründungen für kirchliche Freiwillige in gemeinwesendiakonischen Projekten im Blick auf ihre Motivation mitunter eine wichtige Rolle spielen. Dies wirkt sich allerdings nicht so aus, dass in der Folge das Handeln explizit theologisch gestaltet, sondern primär soziale Kommunikation des Evangeliums forciert wird. (vgl. Grethlein 2018, S. 40) *„Ja, die christliche Nächstenliebe ist ja ein Begriff, aber ich überlege gerade, ob ich das*

*auch so gemacht hätte, wenn ich nicht Christ wäre, aber das kann ich mir halt nicht vorstellen. Also von daher würde ich das auf jeden Fall auch schon aus diesem Aspekt sehen, aus der christlichen Nächstenliebe heraus, auch wenn das da halt nicht unbedingt Thema ist“.* Gleichzeitig wird bei kirchlichen Freiwilligen eine hohe Schnittmenge zwischen explizitem und implizitem christlichen Selbstverständnis sichtbar. Einem christlichen Auftrag zu helfendem oder prosozialem Handeln im Kontext kirchlichen Engagements wird zwar Bedeutung beigemessen. Gleichzeitig können sich die Engagierten auch vorstellen sich außerhalb der Kirche und weniger aus „christlicher“, sondern aus „allgemein menschlicher“ Motivation zu engagieren. *„Also ich von meiner Art her würde sagen: Ich hätte das bestimmt trotzdem gemacht, auch wenn ich jetzt nicht irgendwie christlich wäre, oder auch eine christliche Motivation dahinter hätte, sondern auch eine soziale. Aber natürlich ist das schon auch in meinem christlichen Selbstverständnis oder Glauben zu verordnen, würde ich sagen“.*

Als zweite Gruppe sind freiwillig Engagierte nennen, die sich in der Regel weniger in traditionell kirchlichen Kontexten engagieren, sondern vielmehr aufgrund des gemeinwesendiakonischen Charakters einer Kirche mit anderen beteiligen. Dabei sind in einigen Projekte Menschen engagiert, die sich muslimischem Glauben zugehörig fühlen. Auch bei ihnen wird die Schnittmenge zwischen explizit und implizit theologischen Begründungen deutlich – sie engagieren sich einerseits bewusst als gläubige Musliminnen und Muslime auf dem Hintergrund islamischer Ethik und begründen ihre helfendes Handeln zugleich als „allgemein menschliches“ Bedürfnis. *„Just for helping people. This is what I am done for my culture, from our-, and religion, and when I help the people, I feel happy“.* Auf diesem Hintergrund ist die interreligiöse Anschlussfähigkeit des gemeinwesendiakonischen Handelns einerseits und verschiedener theologischer Selbstverständnisse andererseits wahrzunehmen. Interessant ist dabei eine Beobachtung in

Projekten, in denen die bewusste Auseinandersetzung der Projektpartnerinnen und -verantwortlichen mit christlich-theologischen Selbstverständnissen eine große Rolle spielt – etwa in der intensiven Entwicklung eines gemeinwesendiakonischen Profils der Kirchengemeinde. Hier kommt es trotz oder gerade wegen eines deutlich erkennbaren und vertretenen christlichen Profils zu interreligiösen Dialogen zwischen Projektverantwortlichen und verschiedenen Freiwilligen und Nutzenden. Auf dem Hintergrund geteilter prosozialer Ziele wird von den Freiwilligen als positiv erlebt, dass nicht nur soziale, sondern auch religiöse Kommunikation selbstverständlich dazu gehört. *„Actually, we have felt nothing about church. Of course sometimes we share our ideas about religion, at what Christianity and Islam [...] but we have never been in church with NAME”*. *„Wir arbeiten unabhängig mit Religion oder sowas hier [...] aber die wissen alle, dass ich bin Muslim. Und ich weiß, dass die sind Christ, katholisch oder evangelisch oder-. Aber, wir trotzdem, wir arbeiten zusammen. Weil, unser Ziel ist bei ehrenamtlicher Arbeit oder-. Wir hatten ein Ziel, zusammen ein Ziel. Müssen dieses Ziel erreichen. Und wir haben kein Komplex über Religion oder-. Ich bleibe immer noch Muslime und die sind auch Christ. Manchmal reden wir auch über diese Themen“*. Dies schließt an Eurichs Ausführungen zur interreligiösen Öffnung der Diakonie und der Bedeutung „ein[es] profilierte[n] Verständnis[ses] der eigenen Religion“ an. (Eurich 2018, S. 69)

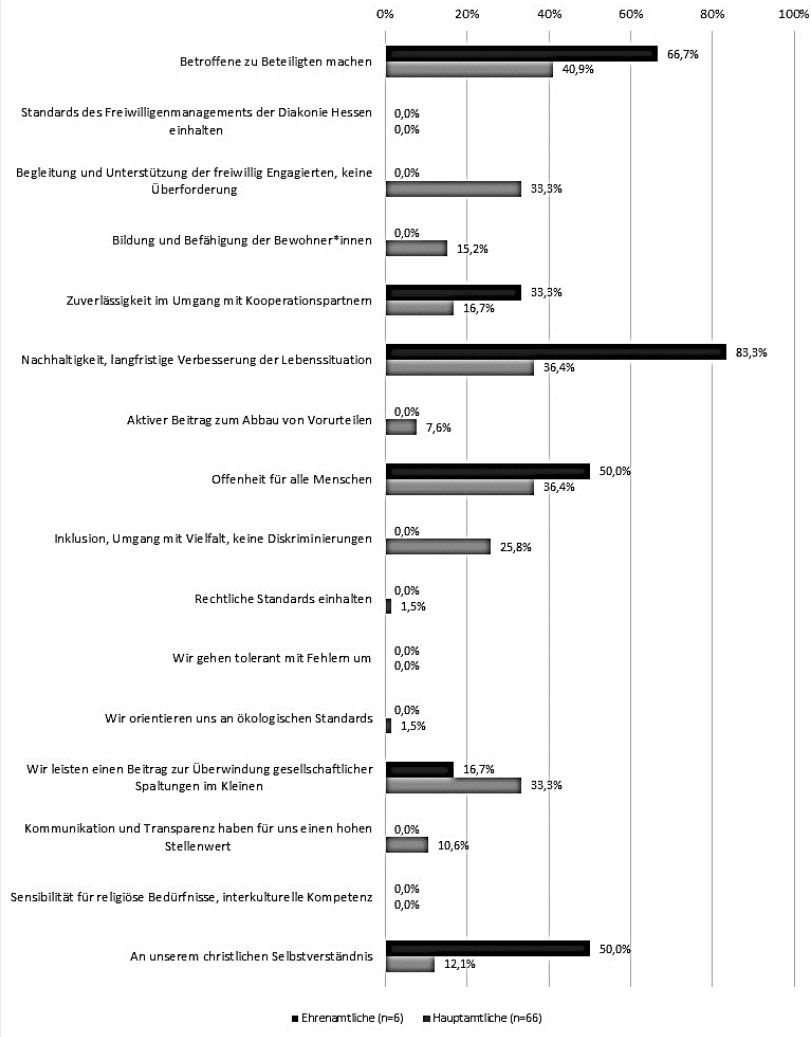
Eine dritte Beobachtung bezieht sich auf die Gruppen von Betroffenen als Engagierten, die im Rahmen eines Projektes nicht nur als Teilnehmende, sondern als Gestaltende an gemeinwesendiakonischen Projekten partizipieren im Sinne einer *Kirche mit bzw. der Armen*. Auffällig ist, dass diese Menschen biografisch negative Erfahrungen mit verfasster Kirche gemacht haben und/oder bestimmte Erwartungen an kirchliches Handeln haben, die nicht mit ihren per-



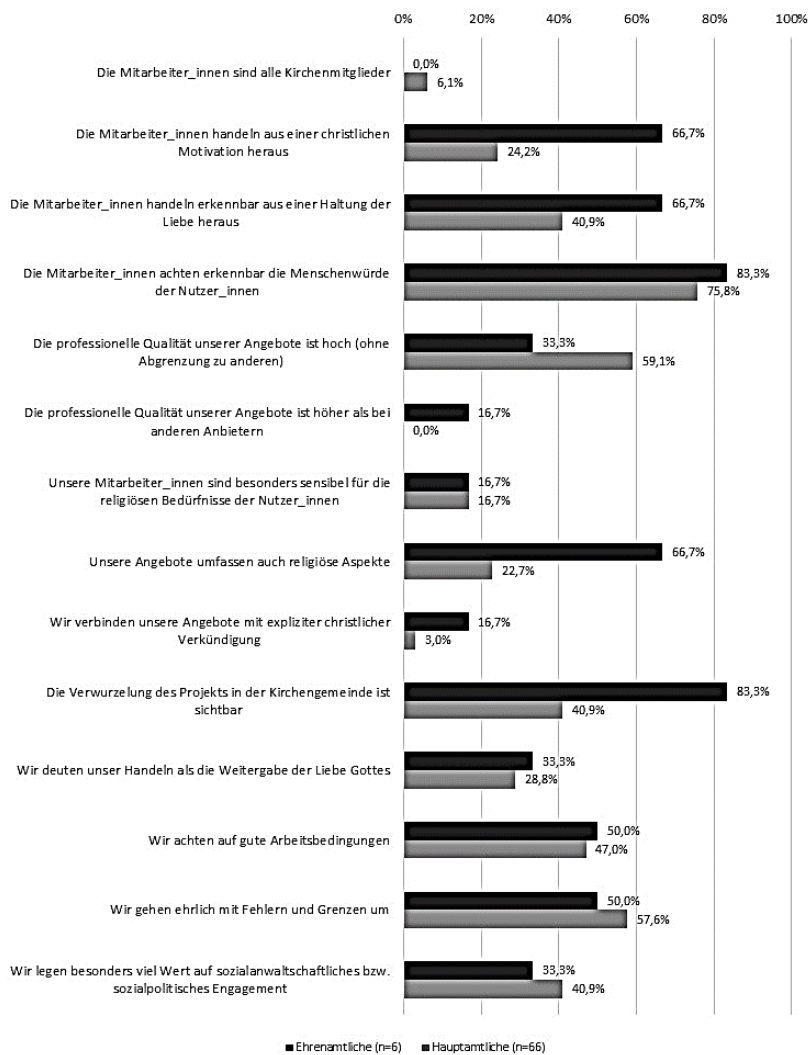
sönlichen Bedarfen und Selbstverständnissen korrelieren. Gleichzeitig interpretieren sie das gemeinwesendiakonische Handeln – als Kontrasterfahrungen zu ihren Erfahrungen und Erwartungen – ebenso wie ihr eigenes partizipativ-selbstorganisiertes Handeln als explizit christlich. Damit wird ein hohes kulturchristlich-geprägtes Niveau an theologischer Deutung bei kirchendistanzierten Engagierten sichtbar. *„Es ist ein bisschen die Trägerschaft der Kirche, die das ermöglicht. Aber wenn nicht Leute wie NAME und NAME dahinterstehen würden, die nicht das tun, was die Kirchen wollen, sondern die genau das tun, was Jesus gesagt hat, Nächstenliebe, wäre das hier nicht so erfolgreich“.* *„Was in der Bibel steht auch. Wir praktizieren die Nächstenliebe, wir helfen uns untereinander. Das ist halt so ein Stückchen wie so eine kleine heile Welt. Also das, was ich so draußen erlebe, das findet hier halt nicht statt“.* Alle drei, aber besonders die letzten beiden Beobachtungen – der interreligiöse und milieuübergreifende Austausch zu Selbstverständnissen – kann als Resonanzerfahrung verstanden werden. Gleichzeitig wird die ausgeprägte Reflexionsfähigkeit bei Freiwilligen und Nutzenden, auch und gerade bei bildungsfernen Menschen, deutlich.

Bei den theologischen Begründungen ihrer gemeinwesendiakonischen Arbeit sind die Unterschiede insgesamt weniger groß. Lediglich bei einer Antwortmöglichkeit gibt es eine große Diskrepanz: 83,3 % der freiwillig Engagierten können sich mit der Aussage identifizieren, dass sie durch ihre diakonische Arbeit so wie Jesus aktiv auf andere Menschen zugehen, bei den Hauptamtlichen können dies nur 27,3 %. Dafür finden theologische Begründungen, die mit gesellschaftlicher und politischer Verantwortung zu tun haben, tendenziell mehr Zuspruch bei den Hauptamtlichen als bei den Ehrenamtlich Engagierten.

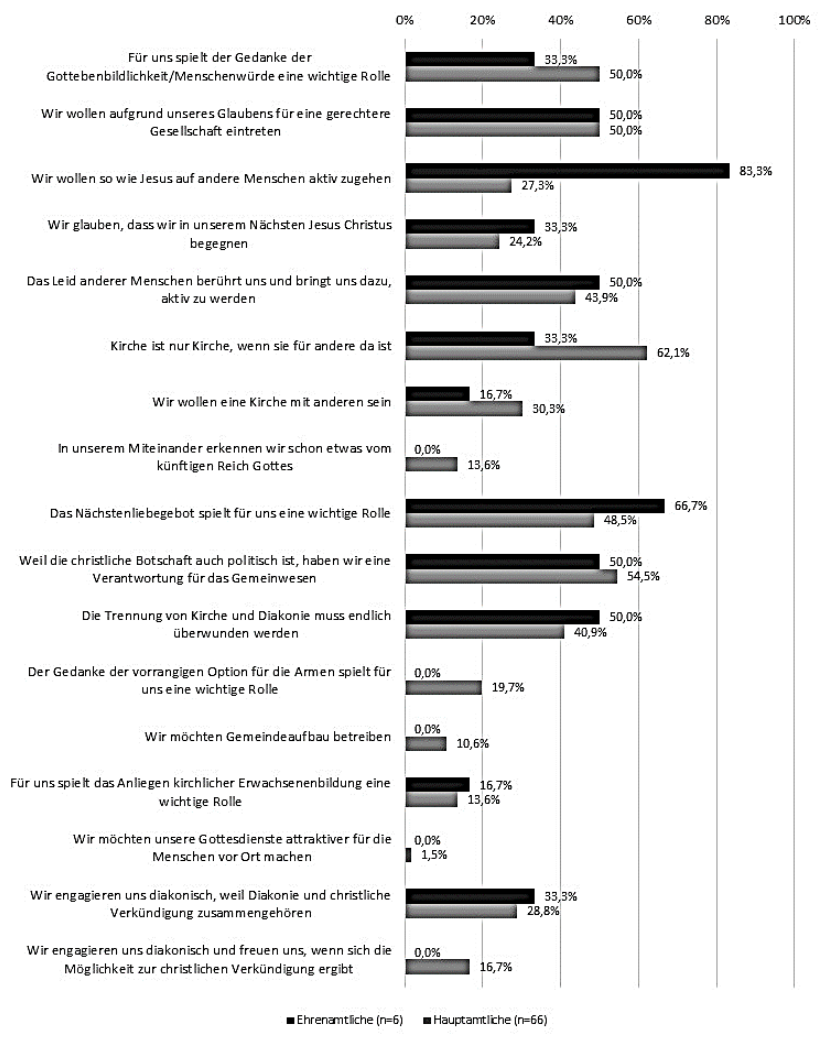
Bitte wählen Sie aus den folgenden Möglichkeiten die treffendsten drei Aspekte aus, an denen sich die diakonische Arbeit in Ihrem Gemeinwesen leitet und orientiert (Frage 35)



Woran machen Sie das diakonische Profil des Projekts fest?  
(Mehrfachnennungen sind möglich) (Frage 36)



Welcher der genannten Aspekte trifft für Sie die theologische Begründung gemeinwesendiakonischer Arbeit in ihrem Projekt besonders gut? (Mehrfachnennungen sind möglich) (Frage 38)



## **7. Theologische Einordnung der Ergebnisse**

Bisher gibt es erst sehr wenige empirische Studien über die theologischen Einstellungen von Diakonie-Mitarbeitenden. Empirisch belegt ist, dass ein großer Teil dieser Mitarbeitenden aus rein pragmatischen Gründen bei einem kirchlichen Arbeitgeber arbeitet. Dabei sind die individuellen Motivbündel vielschichtig und vor allem biographisch geprägt. Aus der Tatsache, dass bei der Arbeitsplatzwahl religiöse Motive nicht ausschlaggebend sind, kann jedoch nicht rückgeschlossen werden, dass den Mitarbeitenden damit grundsätzlich religiöse Motive fremd wären. Schon die EKD-Umfrage bei Auszubildenden der Alten- und Krankenpflege der Diakonie von 2004 zeigt allerdings klar, dass es sich in der Regel um implizit theologische Motive handelt (mit Menschen arbeiten wollen, helfen wollen, etwas Sinnvolles tun wollen), während explizit theologische Motive auf dem letztem bzw. vorletztem Platz rangieren (Horstmann 2011, S. 126-142). Dieser Befund wird durch die vorliegenden empirischen Untersuchungen bestätigt. Obwohl in den DRIN-Projekten seitens einiger kirchlicher Vertreterinnen und Vertreter eine relativ hohe Zustimmung zum Miteinander von diakonischem Handeln und Verkündigung und zu religiösen Angeboten innerhalb der gemeinwesendiakonischen Ausrichtung vorhanden ist, kommen Verkündigung (als explizite Wort-Verkündigung) und Spiritualität im engeren Sinne bei den theologischen Motiven und im theologischen Selbstverständnis kaum vor. Dies mag von manchen als Gefahr einer neuen spiritualitätsvergessenen Einseitigkeit in der Gemeindeentwicklung gedeutet werden. Angemessener ist aber wohl die Deutung im Sinne einer theologischen Weiterentwicklung (Säkularisierungstheologie, Kommunikation des Evangeliums durch die Tat o.ä.).

Auch die Mehrheit der Kirchenkreissozialarbeiterinnen und Kirchenkreissozialarbeiter deutet ihre diakonische Soziale Arbeit als Umsetzung der christlichen Botschaft in die Praxis (bedingungslose Annahme aller Menschen). „Christlich“ bedeutet für sie „menschlich“, an Spiritualität, Kirchenfrömmigkeit oder der Kirche als Institution haben sie weniger Interesse (Ergebnisse der Interviews). *„Christlichen Werte, die nicht immer benannt wurden als christliche Werte, sondern einfach als menschliche Werte, das war mir sehr wichtig und das versuche ich auch unbedingt weiter zu machen“*. *„Und ich, jetzt inzwischen, wirklich auch sage, das ist mein Job und das ist mein Privatleben und ich tauche in meinem Privatleben nicht in der Kirchengemeinde auf. Weil, da musste ich für mich sorgen, an irgendeiner Stelle und habe gesagt, das mache ich nicht. Weil mein christliches Verständnis ist da auf die Diakonie und das andere, das sollen dann andere machen“*. Solche Sichtweisen haben in der Kirchen- und Theologiegeschichte eine lange Tradition, von Martin Luthers Unterscheidung zwischen verborgener und sichtbarer Kirche, über Dietrich Bonhoeffers Forderung nach einem religionslosen Christentum (Bonhoeffer 2008, S. 140) und Dorothee Sölles Ansatz eines nicht-theistischen Glaubens (Sölle 1968) bis zu Heinrich Pompeys und Paul-Stefan Ross' Gedanken einer anonymen Diakonie (Pompey / Ross 1998, S. 228). Unter Rückgriff auf Hans-Richard Reuter und Friedrich Schleiermacher formuliert Eberhard Hauschildt präzise: „Es ist demnach zwischen dem expliziten, dem eindeutigen, aber nicht alleine stehenden darstellenden Handeln in Gottesdienst und Predigt und dem impliziten, dem nicht so eindeutig wirksamen christlichen Handeln in der Gesellschaft zu unterscheiden.“ (Hauschildt 2000, S. 414)

In beiden Evaluationen zeigt sich eine erstaunliche Nähe der Antworten der überwiegend theologisch wenig gebildeten befragten Personen zu aktuellen diakoniewissenschaftlichen Diskursen. Sei es

die Verschiebung der Profilfrage von der (reformatorisch gedacht nicht aus den Handlungen erkennbaren) individuellen Haltung zur Struktur bzw. zu Organisationsmerkmalen oder sei es die Betonung der Menschenwürde, der Professionalität oder der politischen Sozialanwaltschaft. Das theologische Selbstverständnis fokussiert vor allem auf Aspekte sozialer Gerechtigkeit (Menschenwürde, Kirche für andere, Leid anderer Menschen, Botschaft für die Gesellschaft). Hierbei gibt es große Übereinstimmungen zwischen Verantwortlichen aus Diakonie und Kirche. In der Verbindung von sozialarbeiterischer Haltung und Standards sowie theologischem Auftrag und Begründungen wird das diakonische Profil sowohl bei den gemeinwesendiakonischen DRIN-Projekten als auch beim gemeinwesendiakonisch profilierten Arbeitsfeld der Kirchenkreissozialarbeit deutlich.

Es zeigt sich deutlich, dass Mitarbeitende in der Diakonie oft eine höhere Kompetenz im Blick auf theologische Fragen (wie der nach dem diakonischen Selbstverständnis oder Profil) mitbringen als ihnen von Theologinnen und Theologen weithin zugestanden wird. (vgl. Arnold / Bonchino-Demmler / Evers / Hußmann / Liedke 2017, S. 265). Sie sind häufig theologisch sehr reflektiert und können ihre diakonische Identität eigenständig beschreiben. Gleichwohl findet sich auch bei Ihnen (ebenso wie häufig in kirchlichen oder studentischen Äußerungen) die Gefahr einer oberflächlichen und schlagwortartigen Verwendung bestimmter theologischer Begriffe, wie christliches Menschenbild, Menschenwürde oder Gottebenbildlichkeit. Solche Begriffe gilt es theologisch zu füllen und zu konkretisieren. Hier bestehen Reflexions- und Bildungsbedarfe (z.B. zur Rechtfertigungslehre oder Hamartiologie) (vgl. Horstmann 2011, S. 47 und 169).

## 8. Resonanz als relevanter Aspekt

Mit seiner Resonanz-Theorie legte der Soziologe Hartmut Rosa vor einigen Jahren einen „Gesamentwurf einer Theorie des gelingenden Lebens“ (Bucher 2017, S. 310) vor, der in allen Geistes- und Sozialwissenschaften, auch in der Theologie, große Beachtung erfuhr. Rosa sucht nach einer Antwort auf die Entfremdungs-Probleme, die durch gesellschaftliche Beschleunigungsprozesse hervorgerufen werden, und findet diese in der Befriedigung des existenziellen Grundbedürfnisses nach gelingenden Beziehungs-Erfahrungen auf verschiedenen Ebenen, die er mit der Metapher „Resonanz“ bezeichnet. Diese Resonanz bezieht sich nach Rosa nicht nur auf Personen, sondern auch auf Transzendenzerfahrungen, sie ist konstitutiv unverfügbar und sie basiert auf einem durch und durch relationalen Welt- und Menschenbild. Damit ist sie, und das ist Rosa durchaus bewusst (vgl. Rosa 2019, S. 67, und Rosa 2017, S. 47), besonders anschlussfähig für die Theologie – und natürlich für die Diakonie als dem Inbegriff beziehungsorientierter christlicher Praxis.

Resonanz kann als Leitbegriff für diakonische Praxis fungieren. Die klassischen Ansprüche an diakonische Arbeit, für alle Menschen bedingungslos da zu sein, sich Zeit zu nehmen, zuzuhören, sich vom Leid anderer berühren zu lassen usw., sind zugleich entscheidende Rahmenbedingungen zur Ermöglichung von Resonanz-Erfahrungen. Die Adressatinnen und Adressaten diakonischen Handelns sind Resonanzkörper und manchmal bringt vielleicht „schon die Erfahrung der bedingungslosen Annahme sehr viel in ihnen zum Klingen“ (Goral 2021, S. 234). Diakonie (insbesondere Gemeinwesendiakonie) ist vielleicht die beste Antwort auf die Resonanzkrise der Kirche. Als Resonanzgeschehen trägt Diakonie zur Förderung der Beziehungs- bzw. Resonanzfähigkeit von Menschen bei. Sie muss



jedoch aufpassen, sich nicht im Sinne einer lebensfeindlichen Logik instrumentalisieren zu lassen und die Opfer der Beschleunigung ohne Gesellschaftskritik wieder zum Funktionieren zu bringen (vgl. Gärtner, 2017, S. 199).

Indem die Befragten der beiden empirischen Studien zum einen – schöpfungstheologisch – die bedingungslose Zuwendung zum Menschen und zum anderen – im Sinne politischer Theologie – die Verantwortung zur gesellschaftlichen Solidaritätsstiftung herausstellen, erweisen sie sich als resonanzsensibel und darum bemüht, als diakonisch Handelnde einen Resonanzraum zu schaffen. Die Entscheidung gegen explizit und stattdessen für implizit theologische Selbstverständnisse und Begründungsansätze befördert die Anschlussfähigkeit an nicht-theologische, in diesem Fall soziologische Zugänge.

### *Literatur*

Arnold, Maik / Bonchino-Demmler, Dorothy / Evers, Ralf / Hußmann, Marcus / Liedke, Ulf (2017): Perspektiven diakonischer Profilbildung. Ein Arbeitsbuch am Beispiel von Einrichtungen der Diakonie in Sachsen, Leipzig.

Bonhoeffer, Dietrich (2008): Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft, hrsg. von Bethge, Eberhard. 19. Auflage, Gütersloh.

Bucher, Rainer (2017): Was erlöst? Die Theologie angesichts soziologischer (Welt-)Frömmigkeit in spätkapitalistischen Zeiten, in: Kläden, Tobias / Schüßler, Michael (Hg.): Zu schnell für Gott? Theologische Kontroversen zu Beschleunigung und Resonanz, Freiburg, 310-333.

Diakonisches Werk evangelischer Kirchen in Niedersachsen (2016): In der Nächsten Nähe – Diakonische Beratungsarbeit. Rahmenkonzeption der Kirchenkreissozialarbeit, 2. Auflage, Hannover.

Dietz, Alexander (2019a): Theologische Begründungen der Gemeinwesendiakonie, in: Alexander Dietz / Hendrik Höver (Hg.), Gemeinwesendiakonie und Unternehmensdiakonie, Berlin, 9-29.

Dietz, Alexander (2019b): Abschlussbericht zur Evaluation des Arbeitsfeldes „Kirchenkreissozialarbeit“ in Niedersachsen, Hannover. Unter: <https://cdn.website-editor.net/7c9ad530248c4b5bbda5f295d2a6b910/files/uploaded/Abchlussbericht%2520Evaluation%2520Kirchenkreissozialarbeit%25281%2529.pdf> (abgerufen am 05.08.2021).

Dietz, Alexander (2015): Diakonie gestalten zwischen Rechtfertigungslehre und Zwei-Regimenten-Lehre, in: Dietz, Alexander / Drews, Veronika / Höver, Hendrik / Kauderer, Dietmar (Hg.), Corporate Governance in der Diakonie. Beiträge zur diakonischen Aufsichtspraxis und Kultur, Berlin u.a., 127-146.

Dietz, Alexander / Schröer, Andreas / Händel, Richard / Wegner, Daniel (2019): Abschlussbericht zur Evaluation des Projekts DRIN „Dabei sein – Räume entdecken – Initiativ werden – Nachbarschaft leben“. Hannover/Trier. Unter: [https://drin-projekt.ekhn.de/fileadmin/content/drin/download/DRIN\\_Evaluationsbericht\\_final.pdf](https://drin-projekt.ekhn.de/fileadmin/content/drin/download/DRIN_Evaluationsbericht_final.pdf) (abgerufen am 05.08.2021).

Eurich, Johannes (2018): Interreligiosität als Herausforderung der Diakonie, in Eurich, Johannes / Schweitzer, Dorothee (Hg.), Diakoniewissenschaft in Forschung und Lehre. DWI Jahrbuch 2016/2017, Heidelberg, 65-81.

Gärtner, Stefan (2017): Die Zeitpraktiken der Spätmoderne und ihre paradoxen Folgen für die Pastoral, in: Kläden, Tobias / Schüßler, Michael (Hg.): Zu schnell für Gott? Theologische Kontroversen zu Beschleunigung und Resonanz, Freiburg, 186-201.

Goral, Anja (2021): Seelsorge als Resonanz. Am Beispiel der Seelsorge mit Jugendlichen, in: Wege zum Menschen, 73, 231–244.

Grethlein, Christian (2018): Kirchentheorie: Kommunikation des Evangeliums im Kontext, Berlin u.a.

Haas, Hanns-Stephan (2006): Theologie und Ökonomie. Ein Beitrag zu einem diakonierelevanten Diskurs, Gütersloh.

Hauschildt, Eberhard (2000): Wider die Identifikation von Diakonie und Kirche, in: Pastoraltheologie 89, 411-415.

Horstmann, Martin (2011): Das Diakonische entdecken. Didaktische Zugänge zur Diakonie, Heidelberg.

Horstmann, Martin / Neuhausen, Elke (2010): Mutig mittendrin. Gemeinwesen-diakonie in Deutschland, Berlin.

Künkel, Christoph (2010): Diakonische Profilierung, in: epd-Dokumentation 6/2010, Frankfurt, 5-13.

Lukatis, Ingrid / Wesenick, Ulrich (Hg.) (1980), Diakonie – Außenseite der Kirche. Sozialarbeit im Kirchenkreis zwischen Anspruch und Wirklichkeit, Gelnhausen u.a.

Moos, Thorsten (Hg.) (2018): Diakonische Kultur. Begriff, Forschungsperspektiven, Praxis, Stuttgart.

Pompey, Heinrich / Ross, Paul-Stefan (1998): Kirche für andere. Handbuch für eine diakonische Praxis, Mainz.

Ringeling, Hermann (2006): Der diakonische Auftrag der Kirche. Versuch eines Konzepts, in: Volker Herrmann / Martin Horstmann (Hg.), Studienbuch Diakonik, Bd. 2, Neukirchen-Vluyn, 109-116.

Rosa, Hartmut (2019): Unverfügbarkeit, 3. Auflage, Wien.

Rosa, Hartmut (2017): Gelingendes Leben in der Beschleunigungsgesellschaft. Resonante Weltbeziehungen als Schlüssel zur Überwindung der Eskalationsdynamik der Moderne, in: Kläden, Tobias / Schüßler, Michael (Hg.): Zu schnell für Gott? Theologische Kontroversen zu Beschleunigung und Resonanz, Freiburg, 18-51.

Rüegger, Heinz / Sigrist, Christoph (2011): Diakonie - eine Einführung. Zur theologischen Begründung helfenden Handelns, Zürich.

Sölle, Dorothee (1968): Atheistisch an Gott glauben. Beiträge zur Theologie, München.

## **„Gemeinwesendiakonie“ in der Schweiz?**

*Simon Hofstetter*

Der vorliegende Beitrag geht vom Konzept der „Gemeinwesendiakonie“ aus, wie es in Deutschland seit den 2000er Jahren in diakonischen Debatten aufkam, und fragt danach, inwiefern die wesentlichen Ausprägungen des diakonischen Wirkens in der Schweiz – namentlich insbesondere die kirchgemeindlich geprägte Diakonie – den Vorstellungen dessen entsprechen, was unter Gemeinwesendiakonie zu verstehen ist.

Hierfür wird in einem ersten Abschnitt (das sich vorwiegend an Schweizer Augen und Ohren richten) erläutert, woher das Konzept der Gemeinwesendiakonie stammt und aus welchen programmatischen Eckwerten es besteht. Im zweiten Abschnitt stehen sodann (vorwiegend für deutsche Augen und Ohren) die Eigenheiten des diakonischen Wirkens in der Schweiz zur Diskussion. Dabei werden in einem Dreischritt erstens die relevantesten Eckwerte des diakonischen Wirkens in institutioneller Hinsicht dargelegt, zweitens dann wesentliche zivilgesellschaftliche Bezüge der Diakonie erläutert, bevor drittens die staatskirchenrechtlichen Verbindungen und deren diakonische Bedeutung Aufnahme finden. Ein drittes Kapitel schließt mit weiterführenden Beobachtungen.

### **1. Das Konzept der „Gemeinwesendiakonie“ – Herkunft und Bedeutung**

Vor rund 15 Jahren kam in diakonischen Kreisen Deutschlands die Rede von der „Gemeinwesendiakonie“ auf (vgl. Horstmann o. J., S. 1). Das Konzept der Gemeinwesendiakonie intendierte eine doppelte Vernetzung und Verzahnung des diakonischen Wirkens vor

Ort: Zum Ersten geht es darum, dass „diakonische Einrichtungen, regionale Diakonische Werke und Kirchengemeinden [...] eng miteinander [...] im Stadtteil kooperieren“ (Diakonisches Werk der EKD 2007, S. 25) sollen und somit ein „neues und verstärktes Zusammenwirken von Diakonie und Kirche vor Ort“ (Diakonisches Werk der EKD 2007, S. 27) schaffen. Der Ursprung der Betonung dieser „neuen“ und „verstärkten“ Kooperation liegt darin, dass sich in Deutschland mit den diakonischen Institutionen längst eine „kirchliche Zweitstruktur“ (Kaiser 2008) ausgebildet hatte, die „losgelöst von den Handlungslogiken kirch(gemeind)licher Diakonie“ (Horstmann o. J., S. 12) funktioniert und dadurch auch nicht von vornherein in enger Verbindung mit der kirchlichen Diakonie steht. Zum Zweiten bezieht sich die Vernetzungsintention auf die enge Zusammenarbeit mit weiteren zivilgesellschaftlichen Akteurinnen und Akteuren je vor Ort. Dabei wird Wert gelegt auf den Umstand, dass sich die Diakonie nicht auf die Tätigkeit als Dienstleisterin sozialer Angebote beschränken darf, sondern sich zwingend aktiv einbringt (vgl. Diakonisches Werk der EKD 2007, S. 27) und zur Akteurin wird, die „soziale und kulturelle Verantwortung für die Stadt übernimmt“ (Horstmann o. J., S. 2). Durch diese zivilgesellschaftliche Verankerung der Diakonie wird ein Verständnis transportiert, das die Beziehung von Christen- und Bürgergemeinde „als ein Verhältnis resolut gelebter Solidarität unter heutigen gesellschaftlichen Bedingungen aktualisiert“ (Diakonisches Werk der EKD 2007, S. 26) – und damit die Diakonie im Sinne von Bonhoeffer nicht bloß als „Kirche für andere“, sondern vielmehr als „Kirche mit anderen“ versteht. Die einschlägigen Konzepte heben hervor, dass gerade die Kirchengemeinden für die lokale Vernetzung und Verantwortungsübernahme bestens geeignet seien, zumal sie hierfür durch die ei-

gene Infrastruktur (im Sinne von niederschwellig zugänglichen Gebäuden im Raum des Gemeinwesens) sowie durch die Mitarbeitenden über zentrale Ressourcen verfügen (vgl. Diakonisches Werk der EKD 2007, S. 25 und 27).

Die Programmatik dieser lokalen Verantwortungsübernahme ist denn auch klar ausgerichtet: Die Gemeinwesendiakonie stehe in einer besonderen sozialen Verantwortung gegenüber benachteiligten und von Armutsproblemen betroffenen Stadtteilen und habe sich im Sinne der Anwaltschaft für diese Quartiere einzusetzen (vgl. ebd.). D.h. Gemeinwesendiakonie will „daran mitarbeiten, funktionierende Sozialräume zu gestalten und Notlagen zu verhindern“ (Diakonisches Werk der EKD 2007, S. 25).

In dieser Hinsicht ist die Gemeinwesendiakonie nicht allein ein analytisch-deskriptiver Begriff, der einen diakonischen Zugang beschreibt, vielmehr stellt sie einen „programmatische[n] Begriff“ (Horstmann o. J., S. 2) dar, der eine spezifische kirchlich-diakonische Strategie im Umgang mit dem sozialen Nahraum darstellt. „Gemeinwesendiakonisches Handeln kann somit als gemeinwesenorientiertes Handeln, als gemeinsames Handeln von verfasster Kirche und organisierter Diakonie und als strategisches Handeln der beteiligten Akteure verstanden werden.“ (Horstmann / Neuhausen 2010, S. 5)

## **2. „Gemeinwesendiakonie“ in der Schweiz? Erörterungen aus institutioneller, zivilgesellschaftlicher und staatskirchenrechtlicher Sicht**

Gemeinwesendiakonie, verstanden im Sinne der genannten „doppelten Vernetzung und Verzahnung des diakonischen Wirkens vor Ort“: Inwiefern entspricht das diakonische Handeln in der Schweiz

den Grundzügen dieses Konzepts? Zur Erörterung dieser Frage erfolgt zunächst ein Blick auf die wesentlichen Eckwerte diakonischen Wirkens aus institutioneller Sicht:

a) Charakteristika diakonischen Wirkens in Kirchen und Werken

In der schweizerischen Diakonielandschaft fällt im Vergleich zur Situation in Deutschland als erstes auf, dass nur geringfügige Verbandsstrukturen bestehen: Die Anzahl der diakonischen Werke ist überaus überschaubar. So bestehen einzelne Werke aus der Tradition der Diakonissenhäuser aus dem 19. Jahrhundert (vgl. Schär 2018, S. 15), sodann einzelne Werke aus der Nachkriegszeit des 20. Jahrhundert – worunter das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen der Schweiz (HEKS) und die Sozialwerke Pfr. Ernst Sieber (SWS) gewiss herausragen – und schließlich verschiedene Solitäre in unterschiedlichen Handlungsfeldern. Verschiedene der betreffenden Institutionen sind den Verbänden „Diakonieforum“ (landeskirchlich geprägt) bzw. „Christliche Institutionen der sozialen Arbeit (CISA)“ angeschlossen, wobei letztere vorwiegend sozialtherapeutische Hausgemeinschaften umfassen. Viele von ihnen sind kirchlich kaum oder nur gering vernetzt und bestehen losgelöst von den Strukturen der institutionell verfassten Kirchen.

Diakonisches Wirken geschieht in der Schweiz daher im Wesentlichen in den Kirchgemeinden (vgl. Schweizerischer Evangelischer Kirchenbund 2013, S. 15). Sie sind es, die diakonische Projekte unterhalten und im sozialen Nahraum helfend tätig sind. Die Akteurinnen und Akteure dieser gemeindlichen Diakonie sind demnach Angestellte und weitere Engagierte in den Kirchgemeinden: Pfarrpersonen, Sozialdiakoninnen und Sozialdiakone, freiwillig Mitarbeitende, u.a.m. (vgl. Konferenz Diakonie Schweiz der EKS 2018) Bestimmendes Orientierungsprinzip in diesem kirchgemeindlichen Handeln ist darin die Grenze der Parochie: Diakonische Projekte



werden zwar zuweilen in breiter Kooperation und Trägerschaft mit vielen öffentlichen und zivilgesellschaftlichen Partnerorganisationen durchgeführt, jedoch überschreiten sie nur in wenigen Fällen die Grenze der eigenen Gemeinde (vgl. Konferenz Diakonie Schweiz der EKS, S. 21).

Was bedeutet das für die Frage nach der „Gemeinwesendiakonie“ in der Schweiz? Wenn einleitend formuliert wurde, dass die Gemeinwesendiakonie aus einer „doppelten Vernetzung und Verzahnung des diakonischen Wirkens vor Ort“ bestehe – wobei sich die erste Vernetzung auf diakonische Werke und Kirchgemeinden, die zweite auf Akteurinnen und Akteure aus der Zivilgesellschaft bezieht –, so wird ersichtlich, dass der so verstandenen Gemeinwesendiakonie in der Schweiz gewissermaßen das erste Standbein fehlt: Die Zahl der diakonischen Werke und deren Verbindung zur institutionell verfassten Kirche ist hierzulande zu gering, als dass ernsthaft von einer engen Verzahnung gesprochen werden könnte.

Wie sieht es aber mit dem zweiten Standbein, der Vernetzung mit weiteren Akteurinnen und Akteuren aus Zivilgesellschaft und Politik, aus? Hierfür werden erstens Ergebnisse aus neueren Erhebungen über das Potenzial der Freiwilligenarbeit in den evangelisch-reformierten Kirchen sowie über die Kooperationsformen mit zivilgesellschaftlichen Institutionen insbesondere in Zeiten der Corona-Pandemie herangezogen und zweitens die Eigenheiten der staatskirchen-rechtlichen Verbindung der Kirchen beleuchtet.

b) Zivilgesellschaftliche Bezüge des diakonischen Wirkens in der Schweiz

Zur Erläuterung der zivilgesellschaftlichen Bezüge des diakonischen Wirkens in der Schweiz lohnt sich ein Blick auf aktuelle Entwicklungen in der Diakonie während der Zeit der Corona-Pandemie:

Im Frühjahr 2020 hat die Corona-Pandemie den europäischen Kontinent und die Schweiz erreicht. Sie hat nicht nur das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben durcheinandergewirbelt, sondern auch für die Kirchen und Kirchgemeinden mannigfaltige Herausforderungen und Erschwernisse mit sich gebracht. In einer qualitativen Erhebung hat die Konferenz „Diakonie Schweiz“ der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS) herauszufinden versucht, wie die Kirchgemeinden insbesondere in der ersten Phase vom Frühling 2020 auf die neue Situation reagiert haben (vgl. Hofstetter 2020/2021). Im Blick auf die vorliegenden Fragestellungen sind daraus die folgenden Ergebnisse hervorzuheben:

i. Freiwillige Mitarbeitende leisten im zivilgesellschaftlichen Rahmen unersetzliche Dienste für das Vorankommen und Gelingen sozialer, kultureller, sportlicher, religiöser und weiterer Bewegungen und Initiativen. Der Freiwilligenmonitor Schweiz weist nach, dass die Zahl der freiwillig engagierten Bürgerinnen auf hohem Niveau „erstaunlich stabil“ (Lamprecht u.a. 2020, S. 9) bleibe. Gerade im Alterssegment des sogenannten „Dritten Alters“, d.h. bei Personen, die nicht mehr im Arbeitsmarkt tätig, aber immer noch körperlich und mental fit sind, besteht eine hohe Bereitschaft für freiwillig geleistetes gesellschaftliches Engagement (vgl. Lamprecht u.a. 2020, S. 10). So erstaunt es wenig, dass mittlerweile verschiedene zivilgesellschaftlich geprägte Dachverbände bestehen, die um die Freiwilligen buhlen, und versuchen, einen möglichst großen Anteil dieses Potenzials für ihre Reihen zu gewinnen. Das Netzwerk „freiwillig.engagiert“ listet nicht weniger als 17 nationale Verbände auf, die u.a. in der Förderung der Freiwilligenarbeit tätig sind (vgl. Schweizerisches Netzwerk freiwillig.engagiert o. J.). Die Schweizer Kirchen scheinen gemäß Freiwilligenmonitor Schweiz immer noch attraktiv zu sein für freiwilliges Engagement: Rund 200.000 engagieren sich in den

Kirchen in verschiedenen Rollen auf freiwilliger Basis (vgl. Hofstetter 2016, S. 290). Im Rahmen der genannten qualitativen Untersuchung aus der ersten Phase der Corona-Pandemie im Frühling 2020 hat nun interessiert, ob bzw. inwiefern die Pandemie Auswirkungen auf das freiwillige Engagement in den Kirchgemeinden hatte. Dabei hat sich gezeigt, dass sich die Kirchen recht erfolgreich als Orte freiwilligen Engagements behauptet haben. Allerdings ließ sich eine gewisse Umschichtung im freiwilligen Engagement feststellen, und zwar wie folgt: Auf der einen Seite waren bisherige Freiwillige aus dem dritten (und zuweilen dem vierten) Lebensalter angehalten, ihre Dienste nicht mehr weiterzuführen und sich aus Schutzüberlegungen möglichst zurückzuziehen. Diese Ausfälle konnten auf der anderen Seite oftmals weitgehend kompensiert werden durch ein neues Engagement von jüngeren Personen, seien es Jugendliche, die sich erstmals engagiert haben oder aber andere Personen, die sonst noch kaum in Bezug zur lokalen Kirchgemeinde standen (vgl. Hofstetter 2020/2021, S. 153). Besonders erfolgreich konnten solche Umschichtungen moderiert werden, wo in Kirchgemeinden ein professionelles Freiwilligenmanagement bestand (vgl. Hofstetter 2020/2021, S. 154). Die Kirchgemeinden sehen sich nun im Fortgang der Pandemie darin herausgefordert, dafür zu sorgen, dass sie die bisherigen freiwillig Engagierten wieder aktivieren können und dass gleichzeitig die neuen Freiwilligen erhalten bleiben.

ii. In Schweizer Gemeinden, Städten und Quartieren beteiligt sich neben den Kirchen und Kirchgemeinden eine stattliche Zahl von zivilgesellschaftlichen Organisationen an der Linderung von Notlagen und an der Begleitung von unterstützungsbedürftigen Personen (vgl. Hofstetter 2016, S. 137).

Die erste Phase der Corona-Pandemie führte innerhalb kürzester Zeit zu Veränderungen in den Bedürfnissen der betreffenden Personen im sozialen Nahraum – und stellte die Kirchen sowie die zivilgesellschaftlichen Organisationen vor die Frage, wie sie darauf reagieren sollen und können. Von besonderer Bedeutung war insbesondere der Umstand, dass die bisher prägenden Formen ihrer Tätigkeiten im sozialen Nahraum – namentlich die Gemeinschaftsstiftung in Form von Gruppenanlässen/Zusammenkünften – weitestgehend verboten waren. Damit gingen die Herausforderungen einher, erstens die Zusammenkünfte zu substituieren durch andere Begegnungsformen sowie zweitens neu entstandene bzw. akzentuierte Bedürfnisse zu befriedigen. Die Studie nennt als neu aufgekommene Bedürfnisse insbesondere alltagspraktische Aspekte (Einkaufen und notwendige Transfers angesichts der Aufforderung an vulnerable Personen, möglichst zu Hause zu bleiben), Betreuungsleistungen für unterstützungsbedürftige Familienangehörige sowie psychosoziale Begleitungen angesichts der manifesten Unsicherheiten in der Pandemie (vgl. Hofstetter 2020/2021, S. 146f).

Durch die Erhebung zeigte sich ein Bild der intensiven Kooperation mit lokal tätigen zivilgesellschaftlichen Organisationen. Es bestanden unterschiedlich gelagerte Zusammenarbeitsformen mit einer eindrucklichen Anzahl an zivilgesellschaftlichen Organisationen. Dazu gehören beispielsweise Elternvereine, Spitexorganisationen, Quartier-/Frauenvereine, das Rote Kreuz, die Caritas und viele andere mehr. Die Kirchgemeinden konstatierten rückblickend, dass sich die Zusammenarbeit mit diesen Gruppierungen durch die erste Phase der Pandemie in der Regel deutlich intensiviert (vgl. Hofstetter 2020/2021, S. 154f.).

### c) Staatskirchenrechtliche Verbindungen und deren diakonische Bedeutung

Die evangelisch-reformierten Kirchen der Schweiz weisen unzweifelhaft eine lange Tradition der engen staatskirchenrechtlichen Bindungen auf. Während viele von ihnen in nachreformatorischer Zeit als „Staatskirche“ verfasst waren und über keine rechtlich-institutionelle Eigenständigkeit verfügten, so wurden sie i.d.R. im 19. Jahrhundert überführt in weitgehend eigenständige „Landeskirchen“ mit dem Status von öffentlich-rechtlichen Körperschaften, so z.B. die Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn, bei denen im Jahr 1846 mit der Einführung der eigenen Verfassung der Übergang von der „Staatskirche der Obrigkeit zur verfassten Landeskirche des Volkes“ erfolgte (vgl. Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn o. J.). In diesem Status verfügten viele von ihnen über das Privileg von steuerhoheitlichen Befugnissen, d.h. sie hatten die Erlaubnis, die Beiträge ihrer Mitglieder über ordentliche Steuern einzutreiben. Diese Mitgliederfinanzierung wurde im weiteren Verlauf bei zahlreichen Kantonalkirchen (der Deutschschweiz) ergänzt durch die zweite steuerhoheitliche Befugnis, wonach auch juristische Personen (Unternehmen) Kirchensteuern zu leisten haben, sowie durch weitere sogenannte „Staatsbeiträge“, die von der öffentlichen Hand an die Kirchen geleistet werden (vgl. Marti 2021, S. 8-13).

Die Kirchen haben wesentliche Anteile dieser öffentlichen Finanzierung für soziale und kulturelle Zwecke zugunsten der ganzen Gesellschaft eingesetzt und sich daher auch als „Volkskirchen“ im Sinne von „Kirchen für die ganze Gesellschaft“ verstanden (vgl. Wüthrich 2016, S. 319). Seit den 1990er Jahren kamen die öffentlichen Beiträge an die Kirchen erstmals öffentlich unter Druck. Wenn die Kirchen diese finanziellen Beiträge nach wie vor selbständig und eigenverantwortlich ein-setzen konnten, so entstanden Anfragen,

die Verwendung dieser Gelder transparent auszuweisen (vgl. Hofstetter 2018, S. 353).

Um diese Anliegen aufzunehmen, führten die Kirchen in den vergangenen zwei Jahrzehnten verschiedene Studien durch, die zum Zweck hatten, die sozialen und kulturellen Leistungen der Kirchen zugunsten der Gesellschaft zu quantifizieren und in einen ökonomischen Gegenwert zu berechnen (vgl. Hofstetter 2018, S. 354-360). Durch die daraus errechneten positiven Leistungssaldi – in dem Sinn, dass der errechnete Wert der sozialen und kulturellen Leistungen der Kirchen die Summen der staatlichen Zuwendungen übertraf – sahen dies die Kirchenleitungen meist als Bestätigung für als gerechtfertigt erachtete Finanzierungsbeiträge und sprachen davon, dass die Kirchen „der Gesellschaft einen Mehrwert“ (Schweizerischer Evangelischer Kirchenbund / Schaad 2010, S. 1) böten. Im weiteren Verlauf aber kamen die sozialen und kulturellen Leistungen der Kirchen stärker unter Druck dahingehend, dass sie nicht nur ausgewiesen und quantifiziert werden mussten, sondern dass sie zunehmend konditioniert wurden durch positive bzw. negative Zweckbindungen, die vorgeben, wofür die Beiträge verwendet werden müssen (positive Zweckbindung) bzw. nicht verwendet werden dürfen (negative Zweckbindung) (vgl. Konferenz Diakonie Schweiz der EKS 2022).

Diese ambivalenten Entwicklungen haben zu einer gewissen Funktionalisierung der Diakonie im staatskirchenrechtlichen Verhältnis geführt. Zum einen besteht die Gefahr, dass die diakonischen Leistungen der Kirchen im Rahmen der Rechenschaftspflicht für die Mittelverwendung als Feigenblatt aufgeführt werden, anhand deren gezeigt werden kann, wie „nützlich“ die Kirchen für die Gesamtgesellschaft sind. Zum anderen sind durch die Zweckbindungen bereits erste Steuerungseingriffe geschehen, die zur Folge haben, dass

die Kirchen die diakonischen Leistungen nicht mehr uneingeschränkt aufgrund eigener Überzeugungen leisten, sondern dies teilweise aufgrund bzw. im Blick auf die staatlichen Vorgaben tun (vgl. ebd.). In beiden Fällen wird augenfällig, dass sich Ansätze einer Ökonomisierung des kirchlichen Helfens – wie es bereits aus der Ökonomisierung des Sozialen bekannt ist – auch in der Schweiz zu etablieren beginnen.

### **3. Zusammenfassende Beobachtungen**

Eingangs wurde die Frage gestellt, inwiefern die wesentlichen Ausprägungen des diakonischen Wirkens in der Schweiz den Vorstellungen dessen entsprechen, was unter Gemeinwesendiakonie zu verstehen ist. Nach den erfolgten Ausführungen sind im abschließenden Resümee differenzierte Einschätzungen zu formulieren:

- In Abschnitt 2a ist bereits ausgeführt worden, dass die breite, hier als „doppelte Verzahnung“ beschriebene Kooperation von kirchlicher Diakonie und Werksdiakonie mit den zivilgesellschaftlichen und staatlichen Akteuren vor Ort in dieser Art und Weise gar nicht möglich ist, da die verbandlich organisierte Werksdiakonie so hierzulande gar nicht existiert. Eine Kooperation mit den säkularen Akteuren muss also notwendigerweise allein durch die kirchlich bzw. kirchgemeindlich getragene Diakonie erfolgen.

- Diese kirchgemeindliche Diakonie kann aber durchaus für die konkrete Arbeit vor Ort in Gemeinden, Städten und Quartieren auf mannigfache Vernetzungen verweisen. Gerade in der ersten Phase der Pandemie hat sie gemäß Erhebungen ihre diesbezüglichen Potenziale aufgezeigt, die sich sowohl auf die Fähigkeit zur Rekrutierung von freiwilligen Mitarbeitenden als auch auf die Kooperation mit zivilgesellschaftlichen Organisationen beziehen.

- In der aktuellen staatskirchenrechtlichen Situation kommt dem diakonischen Wirken der Kirchen und Gemeinden eine wichtige Bedeutung zu. Die Diakonie bzw. die sozialen und kulturellen Leistungen der Kirchen zugunsten der gesamten Gesellschaft tragen zur gesellschaftlichen Anerkennung und Akzeptanz der finanziellen Beiträge der öffentlichen Hand an die Kirchen bei. Gleichzeitig ist aber auf die Ambivalenz dieser „Feigenblatt“-Funktion hinzuweisen: Die stärkere Beachtung der diakonischen Leistungen führt gewissermaßen zu deren stärkerer Beobachtung durch die staatlichen Behörden und zwar dahingehend, dass finanzielle Beiträge und diakonische Leistungen zunehmend zueinander in Beziehung und in ein Abhängigkeitsverhältnis gesetzt werden. Damit drohen die Kirchen langfristig dahin zu geraten, dass sie ihr diakonisches Wirken vor Ort nicht mehr so sehr „in enger Kooperation“ mit, sondern „in Abhängigkeit“ von den staatlichen Behörden leisten.

### *Literatur*

Diakonisches Werk der EKD (Hg.) (2007): Handlungsoption Gemeinwesendiakonie. Die Gemeinschaftsinitiative Soziale Stadt als Herausforderung und Chance für Kirche und Diakonie (Diakonie Texte 12.2007), Berlin.

Hofstetter, Simon (2016): Das Unsichtbare sichtbar machen. Pflegende Angehörige und der diakonische Auftrag der Kirchen, Zürich.

Hofstetter, Simon (2018): Kirchliche Leistungserhebungen als Schritt in Richtung einer „Ökonomisierung des Helfens“, in: Felder, Matthias u.a. (Hg.), Kirche als Passion. Festschrift für Matthias Zeindler zum 60. Geburtstag, Zürich, 353–378.

Hofstetter, Simon (2020/2021): Diakonie in Zeiten von Corona. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung zum diakonischen Wirken in Kirchgemeinden in der Phase des Lockdowns, in: Jahrbuch Diakonie Schweiz 4, 139–158.



Horstmann, Martin (o. J.): Stichwort Gemeinwesendiakonie, unter: <https://diakonisch.files.wordpress.com/2010/06/stichwort-gemeinwesendiakonie.pdf> (abgerufen am 10.11.2021).

Horstmann, Martin / Neuhausen, Elke (2010): Mutig mittendrin. Gemeinwesendiakonie in Deutschland. Eine Studie des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD (SI konkret 2), Berlin.

Kaiser, Jochen-Christoph (2008): Sozialer Protestantismus als kirchliche „Zweitstruktur“. Entstehungskontext und Entwicklungslinien der Inneren Mission, in: Volker Herrmann / Martin Horstmann (Hg.): Studienbuch Diakonie, Band 2, 2. Auflage, Neukirchen-Vluyn, 259–279.

Konferenz Diakonie Schweiz der EKS (2018): Erhebung Diakonie und Diakonat in den Kantonalkirchen, Bern.

Konferenz Diakonie Schweiz der EKS (2022): Öffentlicher Auftrag der Diakonie, Bern (in Erscheinung).

Lamprecht, Markus u.a. (2020): Freiwilligenmonitor Schweiz 2020, Zürich.

Marti, Michael (2021): Zukunft der Kirchenfinanzen, Präsentation anlässlich der Konferenz der Kirchenpräsidenten vom 4.12.2021 in Gerzensee.

Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn (o. J.): Geschichte, unter: <https://www.refbejuso.ch/grundlagen/geschichte/> (abgerufen am 10.11.2021).

Schär, Regula (2018): Diakonissen in der Ostschweiz im 20. Jahrhundert, Zürich.

Schweizerischer Evangelischer Kirchenbund (2013): Motion Diakonie. Analysebericht der Steuergruppe zu Händen des Rates SEK, Bern.

Schweizerischer Evangelischer Kirchenbund / Schaad, Theo (2010): Kirchliche Arbeit bietet der Gesellschaft einen Mehrwert, Bern.

Schweizerisches Netzwerk freiwillig.Engagiert (o. J.): Das Netzwerk, unter: <https://www.netzwerkfreiwilligengagiert.ch/netzwerk/kontakte/> (abgerufen am 10.11.2021).

Wüthrich, Matthias (2016): Prolegomena zu einer Ekklesiologie der Volkskirche,  
in: Plüss, David u.a. (Hg.): Ekklesiologie der Volkskirche, Zürich, 312–322.

# Resonanz und Verbunden-Sein

*Peter Roth*

## 1. Einführung

Klang und Stille, Schwingung und Resonanz – das waren die prägenden Begriffe meiner Studienjahre. Bereits im Lehrerseminar Rorschach (1962 – 1966) begann unser Physiklehrer Prof. Rudolf Stössel in aller Regel seine Lektionen mit einem Monochord und Stimmgabeln. Dabei demonstrierte er sowohl die harmonikalen Verhältnisse der Naturtonreihe als auch das Resonanzphänomen zwischen zwei gleichgestimmten Stimmgabeln.

Später dann, während dem Musikstudium am Konservatorium Zürich (1968 – 1973), standen zwar die drei klassischen Parameter der abendländischen Musik im Zentrum des Theorieunterrichtes: Melodie, Harmonie und Rhythmus. Aber in Vorlesungen am Musikethnologischen Institut der Uni Zürich und in einem Kompositionsseminar von Karl Heinz Stockhausen erschloss sich mir dann das Thema Klang. Und schließlich, in Vorlesungen über Quantenphysik an der ETH entdeckte ich die faszinierende Einsicht, dass alles in Schwingung ist und dass die Pause das Potential der Stille beinhaltet. In den folgenden, kurzen Artikeln werde ich auf diese Schlüsselbegriffe näher eingehen.

## 2. Klang

Die Basis jedes Klangs ist eine Sinusschwingung mit einer bestimmten Frequenz oder Tonhöhe. Dieser sogenannte Sinuston hat (noch) keine Qualität einer Klangfarbe – er ist sozusagen ein „Schwarz-weiß-Ton“. Die Farben entstehen erst mit den darüber schwingenden Obertönen. Dabei gilt: Je mehr Obertöne über einem Sinuston

als Grundton schwingen, desto farbiger der Klang! So hat denn eine Oboe mehr (und eine andere Auswahl) von Obertönen als eine Blockflöte. Das ist der Grund, dass sich die beiden Instrumente, auch mit geschlossenen Augen, leicht unterscheiden lassen.

Jede Sprechstimme und jede Singstimme, jeder Ton eines Instrumentes und jeder Laut eines Tieres, jeder Klang von Wind, Wasser und Feuer berührt uns in seiner je eigenen Klangfarbe, verbindet uns dadurch mit Erinnerungen und weckt Emotionen, wie Anziehung oder Angst, Wohlbefinden oder Abwehr, den Eindruck von Schönheit oder Abscheu.

Bereits als kleines Kind war ich mit meinem Großvater in den Togggenburger Alpen unterwegs, hörte die Sennschellen, das Hackbrett, den Naturjodel und den Alpsegen. Und immer erzeugten diese Klänge bei mir entweder Hühnerhaut oder Tränen der Berührung. Später dann machte ich dieselbe Erfahrung bei den Stimmen bulgarischer Frauenchöre, Gesängen aus Korsika, mongolischem Obertongesang oder auch dem gejodelten Wiegenlied einer Pygmäenfrau aus dem Kongo.

Das ganze Weltall klingt – so sagte bereits der griechische Philosoph Pythagoras vor bald 3000 Jahren und bezeichnete das, was er hörte, als Sphärenmusik. Mit Hilfe eines Monochords erforschte er die Gesetzmäßigkeit des gehörten Klangs und fand die ganzzahligen Proportionen der Oberton- oder Naturtonreihe.

Zudem wurde ihm klar, dass die Abstände dieser Intervalle nach oben immer kleiner werden – jedoch nie Null. Während die Mathematiker von Unendlichkeit sprechen, könnten wir auch sagen: Klang verbindet uns mit dem Jenseits (unserer Sinne), mit der transzendenten Welt. So ist es wohl kein Zufall, dass in allen Kulturen, Riten und Gottesdiensten und in den heiligen Momenten von Kontemplation, Initiation und Wandlung, Klanginstrumente (wie

Kirchenglocken oder Gongs, Klangschalen oder Sanctusglöcklein, Sennschellen oder Schamanentrommeln) erklingen!

### **3. Stille**

Bedeutete die Pause im Musikstudium noch so etwas wie die Abwesenheit von Musik, so erschlossen sich mir diese lautlosen Abstände zwischen den Tönen im Laufe der Jahre als Stille, ja als eigentliche Quelle, aus der Musik fließt. Zum ersten Mal überkam mich diese Ahnung beim Hören des Spiels der Bach-Cellosuiten von Pablo Casals und den, auf die Essenz reduzierten, Improvisationen von Miles Davis.

Die Einsichten der Quantenphysik und die Erfahrung von Meditation verdichteten sich schließlich in der Erkenntnis, dass jede Pause, jede Stille bereits das Potential aller möglichen Töne und Klänge enthält. Dies bezeichnet die Quantenphysik mit den Begriffen Quantenpotential oder Meer der Möglichkeiten; Ruppert Sheldrake spricht vom morphogenetischen Feld, der Dalai Lama von der Leere und die Veden Indiens bezeichnen diesen universellen Speicher von Allem, was je war, ist und je sein wird, als Akasha-Chronik. Verglichen damit müsste uns das vielzitierte Internet der Dinge eigentlich als ziemlich bescheidene und seelenlose Datenmenge erscheinen.

### **4. Schwingung und Resonanz**

Alles ist Klang, ist Schwingung! Dies ist eine zentrale Aussage aller Kulturen und Religionen rund um die Erde – von den philosophischen Schulen der Antike bis zur Quantenphysik, vom ersten Satz im Johannesevangelium der Bibel über das Nada Brahma im Hinduismus bis zum Urknall der westlichen Naturwissenschaften.

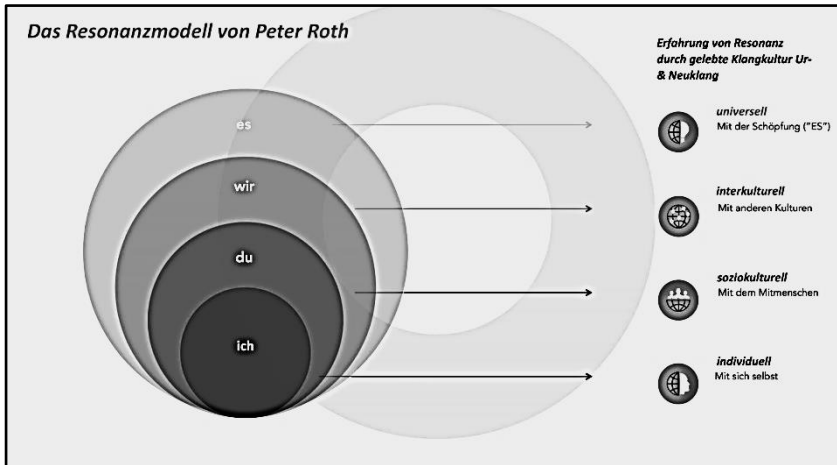
Oder anders gesagt: Alles was wir über unsere Sinne wahrnehmen können, sind Schwingungen, die sich dann in unserem Bewusstsein zu konkreten Eindrücken und Informationen wandeln. So werden Schwingungen, die uns über die Ohren erreichen, zu Sprache, Klang und Musik. Jene, die wir über die Augen wahrnehmen, zeigen sich als Formen, Farben und Bilder. Und jene Schwingungen, die von Gaumen und Nase aufgenommen werden, erleben wir als Geschmack oder Gerüche.

Und über jegliche Schwingung – auch die unserer Gedanken – sind wir mit allen und allem verbunden – seien es unsere Mitmenschen oder Tiere, Blumen Bäume oder Berge! Diese Beziehung über Schwingung bezeichnen wir in der Musik als Resonanz. Die beste Anschauung liefert uns das bekannte Experiment mit zwei Stimmgabeln, die nebeneinander platziert werden. Bringen wir die eine Stimmgabel in Schwingung, so beginnt die zweite Stimmgabel zu klingen. Damit das gelingt, gelten aber zwei unabdingbare Grundvoraussetzungen: Die Gabeln müssen gleichgestimmt sein und die zweite Gabel darf nicht blockiert sein!

In seinem Buch „Resonanz – Eine Soziologie der Weltbeziehung“ beschreibt Hartmut Rosa von der Universität Jena das Phänomen Resonanz als Beziehungsgeschehen in allen Aspekten gesellschaftlichen Zusammenlebens und macht uns in seinem Buch die radikale Tatsache bewusst, dass wir in jedem Moment über Schwingung mit jeder Faser unserer natürlichen Mitwelt verbunden sind!

Inspiriert von diesem Buch habe ich das Resonanzmodell als Teil des künstlerischen Leitbildes von „Klangwelt Toggenburg“ entworfen.

## 5. Resonanzmodell



Die vier Dimensionen dieses Resonanzmodells beschreiben die verschiedenen Angebots- und Wirkungsebenen im Rahmen der Teilprojekte von „Klangwelt Toggenburg“: Klangkurse, Klangweg, Klangschmiede, Klangfestival, Klangsymposien und Klanghaus.

Die Ich-Dimension steht für Angebote, um über Atem, Meditation, Körpertherapien (und alle immer in Verbindung mit Klang) zu Ruhe und Stille, zu sich selbst, zur eigenen Mitte und dem eigenen inneren Raum in Beziehung zu kommen.

In der Du-Dimension entfaltet sich die Beziehung zu unseren Mitmenschen im Jodeln, Singen, Musizieren, Improvisieren, Tanzen und Rhythmusangeboten.

Die Wir-Dimension meint unsere Offenheit für die Verbindung mit verschiedensten Gesangs- und Musikstilen aller Kulturen und Religionen.

Die Verbindung über Klang und Rhythmus zur Es-Dimension führt uns schließlich in einen Raum, der uns erfahren lässt, dass alles mit allem verbunden ist und dass wir Teil eines größeren Ganzen sind. In diesem Vierklang von geerdetem Bei-sich-Sein und lebendigen Beziehungen, von Offenheit für andere Kulturen und der Verbindung zu dem, was uns übersteigt, entwickeln wir uns zu mitfühlenden Wesen, die an den kommenden, gigantischen Herausforderungen nicht zerbrechen, sondern mit Gelassenheit, Vertrauen und Kreativität für gemeinsame Lösungen eintreten!

## **6. Dank und Ausblick**

Ich danke den beiden Theologen Christoph Sigrist und Alexander Dietz, dem künstlerischen Leiter Christian Zehnder, der Jodlerin Doris Ammann und den Studentinnen und Studenten der Theologischen Fakultäten Bern und Hannover für diese ebenso intensive wie fruchtbare Pilotwoche zum Thema „Resonanz und Ethik“ in Alt St. Johann. Möge damit der Grundstein für eine weitere Zusammenarbeit und die sich daraus ergebenden Kooperationen mit weiteren Ausbildungsstätten, Institutionen und interessierten Stiftungen gelegt sein!

### *Literatur*

Rosa, Hartmut (2016): Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung, Berlin.



## Diakonie und Resonanz – Ein überraschendes Fazit

*Christoph Sigrist*

Diakoniewissenschaft, die als Kunstlehre des Helfens gelehrt und gelernt wird (vgl. Sigrist 2020a, S. 11f.), hat eine Affinität zu Kunst und Klang. Mit der *Kunst* verbindet sie das schöpferische Potential, das beim helfenden Handeln im modernen, pluralen Sozialstaat westeuropäischer Prägung mit seinem komplexen Wohlfahrtspluralismus vonnöten ist. Im *Klang* erschließen sich Resonanzen, die zwischen Hilfesuchenden und Helfenden entstehen, wenn Hilfe zum guten Leben führt: Wer hilft, wird mit Sinn erfüllt und wem geholfen wird, der erlebt Sinnvolles. Nicht zuletzt dieser affinen Beziehung zwischen Diakonie und Resonanz ist geschuldet, dass zur zentralen Aufgabe der Diakoniewissenschaft, nämlich allgemein helfendes Handeln als spezifisch diakonische Praxis zu verstehen, ihre interdisziplinäre Perspektive gehört (vgl. Sigrist 2020a, S. 12 und 19f.). Mehr noch: Nicht nur zwischen den einzelnen Disziplinen hat sich Diakonie als wissenschaftliches Fach zu bewegen. Erst wenn die einander ergänzenden und sich vereinigenden Disziplinen kooperieren und dadurch nachhaltig ihre disziplinären Orientierungen transformieren, gelingt es der Diakoniewissenschaft, über einzelne wissenschaftliche Probleme hinaus zu transferieren. Darin werden Wissenschaft und Wirklichkeit zu einem anderen Denk- und Wirkraum überwunden, in dem alles mit allem verbunden ist. Die Wissenschaftsphilosophie nennt diese theoriegeleitete Reflexionsarbeit Transdisziplinarität (vgl. Jungert 2010). Die Musikwissenschaft bezeichnet dies, so Peter Roth, mit dem Begriffsfeld Resonanz. Resonanz erzeugt durch die Verbindungen von „Ich“, „Du“ und „Wir“ über das „Es“ dank Rhythmus und Klang einen Raum, in

dem „alles mit allem verbunden wird und wir Teil eines größeren Ganzen sind“ (Peter Roth).

Studierende wie Dozierende haben sich in ihrer Exkursion in den Alpstein in der Ostschweiz nicht immer, jedoch auch als Teil eines größeren Ganzen erfahren. Was an diakonischen Unternehmen vom Institut für Diakoniewissenschaft und Diakonienmanagement an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel aktuell als multirationales und wertegeleitetes Führen gelernt und geforscht wird (vgl. Hofmann / Büscher 2017, sowie Büscher / Rannenbergl / Starnitzke 2020), kann aufgrund der Alpsteinerfahrung durchaus auch auf allgemein diakonische Praxis in Kirchengemeinden und Institutionen transferiert werden: In der Diakonie kommen unterschiedliche Rationalitäten und Emotionen, Betroffenheiten und Professionalitätsüberzeugungen in Resonanz und werden zum Klang helfenden Handelns. Welche Werte schwingen in diesem Klang mit und färben ihn in prägender Weise mit? Es sind Werte, die im ethischen Diskurs mit Blick auf das gute Leben reflektiert und in der Theologie durch die Würde des Menschen, die Gott entspricht, schöpfungstheologisch aufgearbeitet werden. Die ethische Beurteilung helfenden Handelns bildet den Resonanzraum diakoniewissenschaftlicher Reflexion.

Resonanz entstand im Juni 2021 im Alpstein zwischen dem Ich, Du, Wir und dem Es von Natur und Kultur. Im Nachklang sollen jetzt sechs Obertöne Resultate zusammenfassen, die als Lerneffekte nachhaltig nachschwingen. Dabei bietet die responsive Struktur zweier Stimmgabeln besonders effektvolle Einsichten. Hören wir hin.

## 1. Bete und arbeite

Der Besuch in der St. Mangenkirche in St. Gallen, die an die Inklusin Wiborada erinnert, die 996 n.Chr. beim ungarischen Einfall durch das Dach erschlagen wurde, führt zum monastischen Klang von Beten und Arbeiten. Bete und arbeite, ora et labora, wird zwar als Grundsatz der benediktinischen Regel bis heute gelebt und gelehrt, steht so jedoch nicht in den von Benedict erhaltenen Handschriften. Der im Spätmittelalter entstandene Satz lautet vollständig: Ora, labora et studia, Deus adest sine mora – bete, arbeite und studiere, Gott ist da ohne Verzug. Die Spannungseinheit von Gebet und Arbeit macht in der Tat gehörig nachdenklich, besonders in der Diakonie. Der Ausspruch Otto Dibelius', Pfarrer der bekennenden Kirche in Nazi-Deutschland und später Bischof in Berlin und Ratsvorsitzender der EKD, bringt die Haltung vieler Diakone und Diakoninnen bzw. Diakonissen zum Ausdruck: Ein Christ ist immer im Dienst. Die Folge des chronischen Einsatzes waren und sind Selbstaufopferung, Burnout und hilflose Helfende. Diese Haltung selbstaufopfernder Hingabe wird in Kirche und Diakonie mit christlicher Nächstenliebe verbunden. Nächstenliebe jedoch ist immer nur begrenzte Liebe, so erzählt es das Gleichnis des barmherzigen Samariters (Lukas 10, 25-37). Der Ritualisierung der Tageszeiten durch das Gebet entspricht das Kooperieren der Helfenden beim Arbeiten. Nicht mehr: Ein Christ ist *immer* im Dienst, sondern jetzt: *Ein* Christ ist immer im Dienst! Durch die Spannung zwischen Beten und Arbeiten entsteht die Balance zwischen Ein- und Ausatmen, zwischen Anpacken und Loslassen, allein und gemeinsam, zwischen der vita activa und der vita passiva.

Work-Life-Balance gehört zur Professionalität von sozial-diakonischen Arbeitenden und ist ein chronisches Projekt im beruflichen Alltag. Wiborada hatte ihre Brüder vom Kloster St. Gallen vor dem

Einmarsch der Ungarn aufgefordert, die Bibliothek zu retten. Auch deshalb gehört die klösterliche Bibliothek zum Weltkulturerbe. In unzähligen Büchern wird die responsive Erfahrung unterschiedlich festgehalten, dass in der Stille das Potential des gesamten Klangs schon enthalten ist. Auf die Arbeit in den sozialen und helfenden Berufen übertragen heißt das: In der Spiritualität ist das Potential der gesamten Sozialität enthalten, in der Meditation ist das ganze Potential der Aktivität vorhanden. Was die praktische Theologie mit der Verbindung von Liturgie und Diakonie lehrt und was in Diakonie und Kirche durch Angebote von Gottesdiensten, Andachten und geistlichen Worten praktiziert wird, bekommt mit der Resonanztheorie, welche in diesem Band mit Blick auf den Soziologen Hartmut Rosa ausführlich referiert und durch den Komponisten Peter Roth eindrücklich dargelegt wird, eine nicht überhörbare, klangliche Färbung: Die Unterbrechung von Zeit, Raum und Arbeit gehört konstitutiv zum Alltag einer guten sozialen Arbeit vor Ort.

## **2. Helfen und Klingen**

Der Besuch der alltäglichen Sozialen Arbeit in einer Stadt und das Erspüren unterschiedlicher Klänge auf dem Weg in den Bergen sind nicht nur in einer Studienwoche in engster Art und Weise aufeinander zu beziehen. Die Entdeckungsreise in der Klangwelt Toggenburg und bei sozialen Brennpunkten von St. Gallen sind zwei Seiten derselben Medaille: Beim helfenden Handeln, das als christliche Nächstenliebe aus dem jüdischen Erbe für den christlichen Glauben konstitutiv ist, geht es immer um die Beziehung zwischen dem Ich, dem Du, dem Wir und dem Es, das als das Angerufene aus dem spätmittelalterlichen Ausdruck „ghuto“ in der deutschen Sprache mit Gott bezeichnet wird. Für diese Verbindung mit allem, in dem

wir Teil eines größeren Ganzen sind (Peter Roth), braucht Hanna Arendt in ihrem Wurf der *vita activa* das Bild des Gewebes:

„Der Bereich, in dem die menschlichen Angelegenheiten vor sich gehen, besteht in einem Bezugssystem, das sich überall bildet, wo Menschen zusammenleben. Da Menschen nicht von ungefähr in die Welt geworfen werden, sondern von Menschen in eine schon bestehende Menschenwelt geboren werden, geht das Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten allem einzelnen Handeln und Sprechen voraus, sodass sowohl die Enthüllung des Neuankommings durch das Sprechen wie der Neuanfang, den das Handeln setzt, wie Fäden sind, die in ein bereits vorgewebtes Muster geschlagen werden und das Gewebe so verändern, wie sie ihrerseits alle Lebensfäden, mit denen sie innerhalb des Gewebes in Berührung kommen, auf einmalige Weise affizieren. Sind die Fäden erst zu Ende gesponnen, so ergeben sie wieder klar erkennbare Muster bzw. sind als Lebensgeschichten erzählbar.“  
(Arendt 2017, S. 226)

St. Galler Lebensgeschichten wurden in der Gassenküche wie auch im Domhotel, in dem Menschen mit Beeinträchtigungen arbeiten, erzählt, und auch im sogenannten K-Treff in einem Vorort. Eigene Lebensgeschichten wurden erzählt, nachdem alle im Chor miteinander das „Grad hebe“ gelernt haben. Ermutigt durch die persönliche Lebensgeschichte der Dirigentin, die durch ihr Sprechen und ihr Handeln Resonanz in vielen Seelen erzeugt hat, die von sich bis dahin geglaubt hatten, völlig unmusikalisch zu sein und die sicher nie singen würden, sprudelten danach beim geselligen Zusammensein Geschichten aus den übervollen Herzen. Die Hilfe und der Klang, die Soziale Arbeit und das Singen, so könnte nun im Bild Arendts weitergesponnen werden, sind beides Fäden, die andere Fäden, mit denen sie in Berührung kommen, in einmaliger Weise affizieren und so mit ihrer Musterung das Gewebe verändern. In der Tat scheint die Absicht der Teilnehmenden beim Abschied gewesen zu sein, möglichst viele der Alpstein-Fäden ins vorgewebte Muster von Bern, Basel und Hannover zu schlagen.

### 3. Käsen und Reflektieren

Fremderfahrung ist Resonanzrahmen für Selbstwahrnehmung. Der Gang den Berg hinauf z'Alp zum Senn, der sich freute uns seine Arbeit zu zeigen, brachte viele Gemüter in Schwingung. Zwei Welten prallten aufeinander, besser: kamen in Schwingung zueinander. Die Reflexion über Gemeinwesenarbeit in Deutschland und der Schweiz im Konferenzraum und die Arbeit am Milchbecken im Alpzimmer schufen neuen Raum, anderen Raum, um nachzudenken und zu arbeiten.

Zuerst zum Nachdenken: Im Denken werden Erfahrung, Raum und Zeit miteinander so in Einklang gebracht, dass neue Einsichten und alternative Horizonte freigelegt werden. Die Lebenserfahrung von mehr als 60 Jahren, als Senn z'Alp im Sommer die anvertrauten Kühe zu hüten, die Milch in Käse zu verwandeln, den Einklang von Natur und Kultur zu internalisieren sowie die Gäste mit einem inneren Feuer sondergleichen und mit einer tiefen Ruhe in diesen tätigen und sprechenden Lebensraum zu ziehen – diese Lebenserfahrung fasziniert. Beim Hören auf die Worte z'Alp emigriert die lauschende Seele in ihre eigene Gedankenwelt. Das Becken mit der warmen Milch wird zum Brunnen mit seiner faszinierenden Tiefe, wo das Geheimnis verborgen liegt, woher ich komme, wer ich bin, wohin ich gehe. Die Reflexion der tätigen Arbeit im Alpzimmer generiert den Sound, in dem das bisherige Studieren, Lehren und Forschen neu und anders gehört wird. Im Essen von Brot und Käse spiegelt sich das Genährtwerden von wo anders her, also das Geborenwerden in ein bestehendes Netz von Leben, das in der Erfahrung von Albert Schweitzer zur „Ehrfurcht vor dem Leben“ führt. In der liturgischen Einbettung des Abendmahls schwingt bei Brot und Käse der Dank mit, die Solidarität mit dem Leiden in dieser Welt, sowie die Verpflichtung, die Gebetsgemeinschaft drinnen in der

Kirche als Solidargemeinschaft draußen zu leben, verwandelt zum Leib Christi, der bei Wind und Wetter Menschen, Tieren und Pflanzen hilft.

Damit kommt das Arbeiten in den Blick. Wenn die Natur als Resonanzrahmen für die Kultur der sozialen Arbeit im Gemeinwesen gewählt wird, liegt es in der Natur der Sache, das Gemeinwesen nicht als Objekt, als Rahmen zu definieren, in dem Menschen sich wie in einem Behälter bewegen. Der Raum wird relational, mehr noch, multirelational. Das heißt, Mensch, Raum und Objekte verbinden sich mit allem und werden Teil eines größeren Ganzen. Dieses größere Ganze umfasst verschiedene Räume von biografischen, beruflichen und kulturellen Prägungen und stellt sie in überraschende Beziehungen zueinander. Mit Markus Schroer wird der Weg zwischen Käsen und Reflektieren zum Aufbruch auf „dem Weg zu einer Raumsoziologie“:

„Wir haben es mit den verschiedensten Raumbildern, Raumkonzepten und Raumauffassungen zu tun, die einander nicht mehr ablösen, sondern nebeneinander existieren (...) Jenseits der Frage, was Raum und Zeit sind, ist entscheidend, wie Raum und Zeit behandelt werden. Dabei scheint dem Raum die Rolle des Bewahrsers zuzukommen, was nicht gleich völlige Starre und Stagnation bedeuten muss, sondern Kontinuität und Beständigkeit.“ (Schroer 2006, S. 179f.)

Eine Folge des spatial turn in Soziologie und Sozialwissenschaften ist die Resonanztheorie diakonischer Praxis, die in diesem Buch zum ersten Mal praxisbezogen und theoriegeleitet reflektiert wird: Kontinuität und Beständigkeit sind Grundparameter Sozialer Arbeit, die seit 2000 Jahren im kirchlichen Leben praktiziert und reflektiert wird. Davon zeugen die biblischen Texte genauso wie die zeitgeschichtlichen Kontexte durch die Jahrhunderte. Beides jedoch, Beständigkeit und Kontinuität, schwingen auch im Naturjodel mit seinem „Grad hebe“ mit. Im „Grad hebe“ des Grundtons schwingt

das „Dure hebe“ in der Begleitung der anvertrauten Mitmenschen mit. Das ist Arbeit, harte Arbeit, jedoch erfüllende, responsive, sinnstiftende Arbeit.

#### **4. Sprechen und Zuhören**

Ein Klangexperiment, von Peter Roth vorgestellt, schwang in der ganzen Arbeitswoche nach und wurde immer wieder kontrovers und intensiv diskutiert: Roth stellte zwei große Stimmgabeln auf den Tisch, ca. 20 cm voneinander getrennt, beide mit gleicher Schwingung. Er schlug die eine Stimmgabel an und stellte sie auf die Tischplatte. Er stoppte mit der Hand die angeschlagene Stimmgabel. Der Ton der zweiten Stimmgabel, von der ersten Stimmgabel in Schwingung gebracht, wurde erst jetzt für die Ohren hörbar.

Natürlich kann dieses Experiment in unterschiedlicher Weise interpretiert werden. Theologisch schwingt darin die Gottebenbildlichkeit des Menschen mit, jedoch auch das Zimzum Gottes, also sein Rückzug in die Verborgenheit, die in der Exilzeit aus jüdischer Sicht, im Karfreitagsgeschehen aus christlicher Sicht reflektiert wird. Im Rückzug Gottes geschieht der Aufbruch seines Volkes ins neue Leben (vgl. Mathwig 2019, sowie Sigrist 2020b, S. 54-58).

Aus diakonischer, seelsorgerlicher Perspektive eröffnen sich andere Räume. Jetzt kommt das Setting der Gesprächssituation in den Blick, wo sich Seelsorgende und Hilfesuchende gegenüber sitzen. Welche grundlegende Einsicht ist nun aus dem Klangexperiment zu gewinnen? Durch teilnehmende Beobachtung und empathisches Fragen, das mit Spiegelungen und Achtung auf sogenannte „Schlüsselworte“ arbeitet, gelingt es nicht immer, jedoch aufgrund der Erfahrung während der Berufsjahre immer mehr, das Gegenüber in Schwingung zu versetzen. Statt nur immer selbst zu reden, von sei-



nen eigenen Problemen und Eindrücken, Fantasien und Erfahrungen, leitet das Stimmgabel-Experiment hin zum Schweigen des Seelsorgenden. Das Aushalten von Stille-Momenten gehört zu diesem Schweigen, ebenso das Zurücknehmen von Antworten und Plattitüden, genauso wie der Mut, auf eine Frage zu reagieren mit: „Das weiß ich auch nicht.“ Die klingende Fülle der schweigenden Stimmgabel wird zur erhellenden Metapher, in der Seelsorge ganz Ohr zu sein.

Ganz Ohr für den andern werden gelingt erst dann, wenn der eigene Mund schweigt. Diese Erfahrung klingt einerseits banal. Andererseits zeigt die Praxis in Diakonie und Seelsorge, wie oft diese grundlegende Einsicht über Bord geworfen wird. Die Gründe dafür sind vielfältig, das Ergebnis bleibt dasselbe: Der andere fühlt sich nicht abgeholt, nicht verstanden. Er wird nicht gesehen, nicht gehört, ja, auch nicht respektiert. Zwischen Seelsorgendem und besorgter Seele entstehen weder Vertrauen noch Geborgenheit. Wer ganz Mund ist, statt ganz Ohr, erzeugt durch seinen missionarischen Eifer Misstrauen und Schweigen beim Gegenüber. Wer seine eigene Stimme still werden lässt, gewinnt das Ohr, um auf Neben- und Zwischentöne verbaler und nonverbaler Intonation zu lauschen, die von der zweiten Stimme am Tisch laut werden.

Erstaunt es noch, dass gerade die beiden Stimmgabeln auf dem Tisch immer wieder dafür antizipiert werden können, um die eigene Arbeit mit Sprache und Handlung in der dialogischen Struktur einer Seelsorge-Situation grundlegend neu zu überdenken? Hier, an dieser Stelle, wird der innere Zusammenhang zwischen Diakonie und Resonanz besonders deutlich. Oder mit anderen Worten: In der Seelsorge verdichtet sich der Klang responsiver Diakonie, ein Klang, der Berufsleute in der Seelsorge und Diakonie ermächtigt, das Lauschen

und Zuhören, statt das Reden und Predigen, als eines der wichtigsten Instrumente in ihre Arbeitshaltung zu integrieren.

## 5. Verfügbar und unverfügbar

Wer schon eine Studienwoche geplant hat, weiß, wieviel Arbeit in solch komplexer Planung steckt. Dazu kommt, dass es im Juni 2021 zum ersten Mal nach eineinhalb Jahren digitalem Lehren und Lernen gelungen ist, sich aus Deutschland und der Schweiz physisch vor Ort trotz Corona und Masken zu begegnen. Alles Verfügbare wurde angepackt, damit der Austausch zu unterschiedlichen Kulturen von Gemeinwesenarbeit und kirchgemeindlicher, diakonischer Arbeit im Sozialraum Nachbarschaft gelingt. Dass es zu gelingenden Gesprächen und Diskursen gekommen ist, liegt nun in der Natur der Resonanz selbst.

Es ist das Verdienst des Soziologen Hartmut Rosa, die Unverfügbarkeit als konstitutiven Teil seiner Resonanztheorie der Weltbeziehung jüngst entfaltet zu haben. Ausgewählte Einsichten klangen im Alpstein nach: „Nicht das *Verfügen* über Dinge, sondern das in Resonanz Treten mit ihnen, sie durch eigenes Vermögen – *Selbstwirksamkeit* – zu einer Antwort zu bringen und auf diese Antwort wiederum einzugehen, ist der Grundmodus lebendigen menschlichen Dasein.“ (Rosa 2019, S. 38) Diakonische Praxis verfügt nicht über ihr Klientel, sondern tritt in Resonanz mit dem ihr anvertrauten Mitmenschen, indem sie mit ihrem Vermögen ihm Antworten entlockt, auf die sie kreativ und schöpferisch eingeht. Das ist der Grundmodus menschlicher Sozialer Arbeit.

*„Dinge, über die wir vollständig (...) verfügen, verlieren ihre Resonanzqualität. Resonanz impliziert mithin also Halbverfügbarkeit. (...) Wenn Menschen also etwa ein Buch, sagen wir die Bibel oder Das Kapital, als resonantes Anderes erfahren, dann nur deshalb, weil sie das Gefühl haben, es eben noch nicht restlos*

begriffen zu haben; ja, weil sie sich von ihm immer wieder provozieren, mitunter auch empören lassen.“ (Rosa 2019, S. 52f.)

Nicht nur die Bibel, auch die diakonische Praxis will als resonantes Anderes erfahren werden, in dem am Schluss mehr Fragen als Antworten hörbar werden. In der Resonanz schwingt eine grundlegende Erfahrung mit, die in der Forschung und Lehre der Diakoniewissenschaft anklingen muss, will sie weiterhin provozieren und empören: Niemand hat, ob nun als Dozierende oder Studierende, je alles restlos begriffen, wenn es um das helfende Handeln wie auch um ihre Interpretation als spezifisch diakonisch, also spezifisch christliche Praxis geht.

*„Resonanz bedarf einer erreichbaren, nicht einer (grenzenlos) verfügbaren Welt. Die Verwechslung von Erreichbarkeit und Verfügbarkeit liegt an der Wurzel des Weltverstummens in der Moderne.“* (Rosa 2019, S. 67) Hannover hat Wildhaus erreicht. Studierende und Dozierende aus der Schweiz und Deutschland haben sich gefunden. Begrenzt, nicht grenzenlos wurden unterschiedliche Konzepte von Gemeinwesenarbeit und kulturelle Unterschiede mit deutschem oder schweizerischem Hintergrund in einen erhellenden Diskurs gebracht. Mehr wurde und mehr konnte auch nicht erreicht werden. Eines jedoch gelang: Die Welt, die gemeinsam durch die Begegnung geschaffen wurde, verstummte nicht. Im Gegenteil, sie erklang in immer neuen und überraschenden Zwischentönen und Variationen. Diese klingende Welt diakoniewissenschaftlicher Forschungsarbeit am Gemeinwesen ist mit einer Passacaglia zu vergleichen, die das Grundmotiv in unterschiedlichen Variationen komponiert. Das Grundmotiv in der Diakonie ist die Welt der Armen, die immer in Gefahr steht zu verstummen, oder die schon verstummt ist. Deshalb ist die Diakonie, das allgemein helfende Handeln also, darum besorgt, den Stimmen der

Stimmen Gehör zu verschaffen. Als diakonische Praxis ist das Gehör für die Zwischentöne im Stimmengewirr der Stimmen geschärft, Zwischentöne, die nicht auf der Hand liegen und doch unter die Haut gehen, eben unverfügbar sind und doch real hörbar. Diakonische Praxis nennt diese Töne Gottes Stimme. Diakonische Praxis lehrt und lernt, dass im Aufschrei der Verstummtten gerade Gottes Stimme es ist, die in der erreichbaren, wenn auch kleinen Welt, unglaublich große und überraschende Räume schafft. Dieser Gedanke der Stimmen der Stummen hat seine Resonanz bei Helder Camarra in der Befreiungstheologie (vgl. Camarra 1989).

## **6. Überraschend – nicht überraschend**

In der Spannung von überraschend / nicht überraschend erklingt der letzte und sechste Oberton bei der Gesamtschau von Diakonie und Resonanz, die aufgrund der positiv erlebten interdisziplinären Seminarwoche zum Schluss Einsichten und Erkenntnisse für die diakonische Arbeit im Gemeinwesen und im Sozialraum generiert. Wenn sich fremde Menschen zur eigenen Welt gesellen, kommt man nicht umhin, sich oft überraschen zu lassen. Diakonie lebt von Begegnung. Mit der Resonanztheorie ein letztes Mal formuliert: Diakonie erzeugt mit ihrer Grundstruktur der Begegnung von Menschen überraschende Resonanz. Überraschende Resonanz überrascht auf den zweiten Blick jedoch auch nicht. Denn wer sich überraschen lässt, weiß um den Grundmodus des lebendigen Daseins (Rosa), wenn Geselligkeit sich überraschend einstellt. Das heißt, in der Geselligkeit schwingt beides mit: Das Nicht-Überraschende wie das Überraschende. Nicht überrascht, dass Menschen, die sich finden und sich zueinandergesellen, immer neue Welten und Räume, andere Zeiten und Tage, erfundenes Sprechen und Handeln

erzeugen. Das liegt im Geborenwerden in das vorgefundene Gewebe menschlichen Lebens (Arendt). Überrascht wird man, wenn in dieser menschlich, allzu menschlichen Geselligkeit sich plötzlich Gott selbst dazugesellt. Er gesellt sich hinzu, weil es in seiner Natur liegt. Der Poesie allein gelingt es, darüber zu dichten. Poesie und Musik können als zwei Stimmgabeln verstanden werden, dank deren vibrierender Drähte menschliche und göttliche Klänge sich zum geselligen Spiel vereinen. Wer könnte da stumm bleiben? Wer könnte sich dem Tanz entziehen? Was für eine Kunst helfenden Handelns: Geselligkeit!

„Am Anfang also: Beziehung.  
Am Anfang: Rhythmus.  
Am Anfang: Geselligkeit.  
Und weil Geselligkeit: Wort.  
Und im Werk, das sie schuf,  
suchte die gesellige Gottheit sich  
neue Geselligkeiten.  
Weder Berührungssängste  
Noch hierarchische Attitüden.  
Eine Gottheit, die vibriert  
Vor Lust, vor Leben.  
Die überspringen will  
auf alles,  
auf alle.“  
(Marti 1989, S. 8f.)

### *Literatur*

Arendt, Hannah (2017): *Vita activa*, 17. Auflage, München.

Büscher, Martin / Rannenberg, Jens / Starnitzke, Dierk (2020): *Wertegeleitete Unternehmensführung*, Baden-Baden.

Camarra, Helder (1989): *Stimmen der stummen Welt*, Zürich.

Hofmann, Beate / Büscher, Martin (Hg.) (2017): Diakonische Unternehmen multirational führen, Baden-Baden.

Jungert, Michael (2010): Was zwischen wem und warum eigentlich? Grundsätzliche Fragen zur Interdisziplinarität, in: Jungert, Michael u.a. (Hg.): Interdisziplinarität. Theorie, Praxis, Probleme, Darmstadt, 3-12.

Marti, Kurt (1989): Die gesellige Gottheit, ein Diskurs, Stuttgart, 8-9.

Mathwig, Frank (2019): Zwischen Zickzack und Zimzum, in: ders. u.a. (Hg.): Der Gott der Sinne. Reformierte Blicke auf Kunst der Gegenwart, Festgabe für Magdalena L. Frettlöh, Zürich, 85-106.

Rosa, Hartmut (2019): Unverfügbarkeit, Wien.

Schroer, Markus (2006): Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums, Frankfurt a.M.

Sigrist, Christoph (2020a): Diakoniewissenschaft, Stuttgart.

Sigrist, Christoph (2020b): Der leere Raum, in: Petersen, Nils (Hg.): Kirche im öffentlichen Raum. Umbaute Orte und offene Plätze in der Dynamik der Stadt (Kirche in der Stadt, Bd. 25), Berlin, 45-61.

## **Informationen zu den Autorinnen und Autoren**

*Prof. Dr. Alexander Dietz:* Professor für Diakoniewissenschaft und Systematische Theologie an der Hochschule Hannover

*Anita Dirnberger:* Studierende an der Universität Zürich

*Marina Felder Ramseier:* Studierende an der Universität Bern

*Maje Goldbeck:* Studierende an der Hochschule Hannover

*Shannon Heidt:* Studierende an der Hochschule Hannover

*Dr. Simon Hofstetter:* Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Bern

*Lea-Marie Janssen:* Studierende an der Hochschule Hannover

*Peter Roth:* Musiker und Komponist, Wildhaus

*Annika Schwichtenberg:* Studierende an der Hochschule Hannover

*Prof. Dr. Christoph Sigrist:* Titularprofessor für Diakoniewissenschaft an der Universität Bern


*Sophie Syring:* Studierende an der Hochschule Hannover

*Lisa Tobinski:* Studierende an der Hochschule Hannover

*Charlotte Walter*: Studierende an der Hochschule Hannover

*Daniel Wegner*: Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Hochschule Hannover





Ist der Trend der Gemeinwesendiakonie in der kirchlich-diakonischen Landschaft in Deutschland vergleichbar mit der bewährten Praxis der kommunalen Diakonie in der Schweiz? Kann die Resonanztheorie Hartmut Rosas für die Diakoniewissenschaft fruchtbar gemacht werden? Welche Einsichten für diakonisches Handeln kommen Studierenden beim Wandern und Jodeln? Antworten auf diese und viele weitere Fragen suchten Studierende und Lehrende von der Hochschule Hannover und von der Universität Bern gemeinsam in den Schweizer Bergen. Die Ergebnisse dieses ungewöhnlichen Seminars sind in diesem Sammelband dokumentiert.